Biblioteka U.M.K. Toruń
010335 / II / 1846
509
5. k.

# Das Westphälische Dampfboot.

## Eine Monatsschrift.

Redigirt

von

**Dr. Otto Lüning.**

Zweiter Jahrgang.

October.

Preis pro Jahr 2 Thlr. 15 Sgr.

Elbinger Lesekabinet

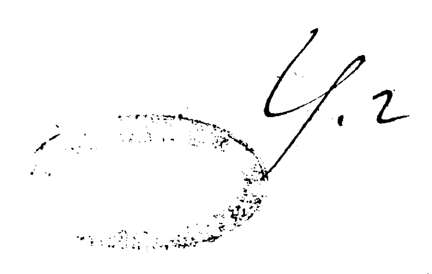
**Bielefeld, 1846.**

Verlag von A. Helmich. — Druck von J. D. Küster, Witwe.

Aufgeschnittene Exemplare werden unter keiner Bedingung zurückgenommen.

BIBLIOTEKA





## Ulrich von Hutten's Entwurf auf das deutsche Volk und Sickingens Bewegung. Nach Dr. W. Zimmermann.

(Schluß.)

Um diese Zeit war Hutten längst mit sich ganz im Reinen, was er wollte und sollte: die Wiedergeburt seines Volkes war die Idee, die sein ganzes Wesen einnahm.

Nur einen Augenblick hatte er geschwankt. Sein Vater war gestorben, ein schönes väterliches Erbe war von ihm anzutreten, seine Krankheit geheilt, seine fromme Mutter drang in den Sohn, sich auf seinem Erbgut zu setzen und sich zu verheirathen. Wenn er auf die Noth seiner Jugend, auf seine Irrfahrten, seine Verlassenheit in der Fremde, auf die Verfolgungen, die er von dem Priesterthum erfahren, auf die Macht und Zahl des Feindes, den er bisher bekämpft, zurücksah, so war ihm wohl natürlich, daß er einen Augenblick sich in den Traum eines häuslichen Glückes einwiegen konnte, wo er die Waffen ablegen, und des Ruhmes, den er um seinen Namen gebreitet, in Ruhe genießen könnte. Hier die weinende, flehende Mutter, die ganze Familie, die, weil sie um seinetwillen für sich selbst fürchtete, ihn bat, ihn beschwor, von der gefährlichen Bahn umzukehren, die schöne Aussicht auf ein stilles Glück: dort der Kampfplatz, wo die Verzweiflung gewisser war, als die Hoffnung des Sieges, der Feind mit den Tausenden von Köpfen und Armen, die alte Hydra, die ihre Bekämpfer zum Lohn selbst glücklicher Erfolge in der Ferne nichts sehen ließ, als ein ewig verfolgtes, ruheloses Dasein unter Waffen und Entbehrungen: aber Hutten schwankte nicht lange. „Der Würfel ist gefallen, ich hab's gewagt!" rief er, verzichtete auf sein väterliches Erbe, sagte, um frei in allen seinen Schritten und ohne Rücksicht zu sein, sich von seiner Familie los, die in seinen Kampf und sein Verderben nicht verflochten werden sollte, ließ die weinende Mutter, alle Ansprüche auf irdisches Glück hinter sich und griff wieder, und entschlossener, kühner, als zuvor, wie in freiwilliger Todesweihe, zu den Waffen, für die Wahrheit und die Befreiung seines Volkes. Er hätte es sich nie verziehen, jetzt, in diesen Tagen, unter diesen Umständen zu feiern. Er hätte erröthen müssen, so oft vor ihm Luthers Namen genannt worden wäre.

Der Geist seines Volkes war in Hutten wach; der Genius des Bergmannssohns zu Wittenberg war dazu getreten, und hatte ihn so gestärkt, daß er mehr als je Hoffnung und Glauben faßte an die Zukunft Deutschlands.

„Wache auf, du edle Freiheit!“ war das Motto seines ersten Schreibens an Luther. „Wir haben dennoch, fuhr er fort, hie Etwas ausgerichtet und fortgesetzt; der Herr sei fürder auf unserer Seite, und stärke uns, um dessen willen wir uns jetzt hart bemühen, seine Sache zu fördern und seine heilsame, göttliche Lehre wiederum lauter und unverfälscht hervorzubringen und an den Tag zu geben. Solches treibt Ihr gewaltig und unverhindert; ich aber nach meinem Vermögen, so viel ich kann. Seid nur keck und beherzt und nehmet gewaltig zu und wanket nicht. Ich will Euch in Allem, es gehe, wie es wolle, getrost und treulich beistehen; deßhalb dürft Ihr mir hinfort ohne alle Furcht alle eure Anschläge kühnlich offenbaren und vertrauen. Wir wollen durch Gottes Hülfe unser aller Freiheit schützen und erhalten, und unser Vaterland von allem dem, damit es bisher unterdrücket und beschwert gewesen, getrost erretten. Ihr werdet sehen, Gott wird uns beistehen. So denn Gott mit uns ist, wer ist wider uns?“

Die Pfaffen hatten behauptet, es bestehe eine wirkliche Verabredung zwischen Luther und Hutten, sie haben sich zusammen geschworen. Das war aber nicht wahr. Jetzt erst suchte Hutten in engen Bund mit Luther zu treten, und ihn in seine Ideen hineinzuziehen. Zu Anfang des Jahres 1520 ließ er mehrere Gespräche ausgehen, in denen Herstellung der alten Unabhängigkeit Deutschlands der Grundton war; man müsse sich um Gottes und des Vaterlandes willen losreißen von dem römischen Hofe, dem Pfuhl alles Verderbens, das er freimüthig und scharf, wie keiner vor ihm schilderte. „Zu deinen Gezelten, Israel! rief er Deutschland zu. Die Tyrannei Roms wird nicht mehr lange dauern, schon ist die Axt dem Baum an die Wurzel gelegt. Muth, Muth, ihr Deutschen, hindurch, hindurch! Es lebe die Freiheit!“

Es wäre übrigens eine falsche Ansicht, wenn man nach diesem schließen wollte, als wäre der Standpunct Huttens der rein religiöse gewesen. Er stand vielmehr auf dem politischen Standpunkt, und griff von diesem aus nur in den religiösen Kreis herüber. Seine religiösen Ideen waren nur die Verbündeten seiner politischen, in denen und für die er lebte und stritt. Dieses große Herz voll Vaterlandsliebe wollte sein deutsches Volk aus seiner Schmach ziehen, es wieder groß sehen. Das erschien ihm unmöglich, wenn es nicht frei würde. Die schönen und edeln Keime, die er unentwickelt in der germanischen Natur liegen sah, zu entwickeln, schien ihm die Luft und der Boden der Freiheit unentbehrlich. Darum wollte er das alte

unveräußerliche, so lange vorenthaltene Erbe seiner Nation, die Freiheit, wiedererkämpfen. Die ächte politische Freiheit kann ohne Religion, nicht aber ohne geistige Freiheit überhaupt bestehen, ohne die letzte verkrüppelt die politische Freiheit, das zeigt die Geschichte; man denke, um das Nächste zu nennen, z. B. nur an gewisse heutige Republikchen. Hutten hatte die Geschichte der Völker kennen gelernt, hatte die Welt gesehen, und wußte, daß, sollte seinem Volke wahrhaft geholfen werden, es von geistiger und politischer Knechtschaft zugleich befreit werden mußte. Daher sehen wir ihn, dem die politische Wiedergeburt Deutschlands Hauptangelegenheit seines Herzens war, auch im religiösen und im geistigen Befreiungskampf mitstreiten.

Es war sein schönstes Jahr; seine Stirn leuchtete von den Hoffnungen, von den Entwürfen, die in ihm glühten.

Zunächst war es ihm um die Trennung Deutschlands von Rom zu thun. Für diese seine Idee suchte er die bedeutendsten politischen Persönlichkeiten zu interessiren, zu entzünden. Maximilians Enkel, Karl *V.* war zum Kaiser gewählt, dessen jüngerer Bruder, der Erzherzog Ferdinand, weilte in den Niederlanden. Beide waren von dem römischen Hof, der Alles gegen Karls Wahl in Bewegung gesetzt hatte, beleidigt. Hutten mußte in beiden eine abgeneigte Stimmung gegen den päbstlichen Stuhl voraussetzen. Er eilte nach den Niederlanden, fand aber bei dem Erbherzog nicht die erwartete Aufnahme. Er wandte sich in demselben Sinne an den Churfürsten Friedrich von Sachsen, der den Luther schützte; er täuschte sich auch in ihm. Man hätte Rom gerne beseitigt gesehen, aber man wollte keinen Schritt thun. Alles hoffte auf den jungen Kaiser, der im Anzug war, auch Hutten. In welchem Credit Hutten bei der deutschen Nation jetzt stand, sieht man daraus, daß Eberlin von Günzburg, der Mann mit der Volkszunge, von dem seine Feinde sagten, er könne wohl eine ganze Provinz verführen, in einer merkwürdigen Zuschrift an den Kaiser diesem räth, Hutten mit Erasmus in seinen Rath zu ziehen. Hutten selbst tritt ihm begeistert entgegen. „Tag und Nacht, ruft er aus, will ich dienen ohne Lohn, manchen stolzen Helden will ich dir aufwecken, du sollst der Hauptmann sein, Anfänger und Vollender, es fehlt allein an deinem Gebot!“

Aber Karl hatte keine Empfänglichkeit für Huttens Ideen; kein Verständniß für den in der deutschen Nation erwachten Geist, für das, was sie wollte und was ihr noth that. Er war in Spanien aufgewachsen, jetzt in seinem zwanzigsten Jahre. Während im Reiche Literaten, Politiker, Theologen, alles Volk in offener Opposition und Aufregung gegen den Pabst war, schloß der neue Kaiser des Reichs mit dem Pabst einen engen Verein. Die Enttäuschung vollendete sich auf dem Tage zu Worms. „Weh dem Lande, dessen König ein Kind ist!“ seufzte Hutten mit der Bibel. Sein Freund, Hartmuth von Kronenberg, der mit Sickingen in des Kaisers

Dienste getreten war, sagte Karl diesen Dienst gleich nach den Wormser Ergebnissen wieder auf, ob er ihm gleich 200 Dukaten trug.

Die Freunde sahen sich auf sich selbst gewiesen. Hutten, so vielfach auch getäuscht in seinen Erwartungen, gab weder den Muth noch seine Entwürfe auf: ja er ging weiter. Er hatte die großen Herren, die hohen Staatsmänner als unverbesserlich gefunden, er wußte jetzt, woran er war. Da bei ihnen sein Wort, seine Mahnung, seine Belehrung fruchtlos war, so glaubte er selbst handeln, selbst zur That, zum Schwerdt greifen zu müssen.

Was er bisher in sich nicht zum klaren Bewußtsein hatte kommen lassen, das tauchte jetzt unabweisbar in ihm auf. Er sah neben der Herrschaft der Pfaffen auch in der Vielherrschaft der Fürsten eine Hauptquelle des Verfalls der deutschen Nation; in dem Eigennutz, dem Privatinteresse, welchem jeden Augenblick die einzelnen Fürsten die höchsten Interessen des Reiches, das Wohl des Ganzen aufopferten, sah er die vorzüglichsten Hindernisse der Verjüngung der Nation, der Hebung des Reiches. Darum, glaubte er, müsse mit der Herrschaft der Priester auch die Vielherrschaft der Fürsten beseitigt, und ein einiges Deutschland voll unmittelbar freier Männer unter Einem Haupte, dem zu neuer Herrlichkeit erhobenen Kaiser, gewonnen werden.

Nicht ohne Blut, nur auf dem Wege der Umwälzung war dieß möglich. So abentheuerlich diese Idee klingt, so wenig war sie ohne solide Grundlage, nichts weniger als ein Luftschloß. Die Umstände lagen vielfach günstig, die Sache war gut, herrliche Kräfte lagen vor, die mit Glück in Bewegung gesetzt werden konnten.

Er war kein Herr von Land und Leuten, er hatte kein Heer, keine eigenen materiellen Hülfsquellen, er war, wenn auch ein geschickter Demagog, doch kein Feldherr. Aber er hatte einen Freund, der diese vier Stücke in sich vereinte, und dieser Mann war es seit Jahren, auf dem sein Auge, auch während es sich auf höher gestellte Häupter wendete, als auf der letzten Hoffnung seines Volkes haftete. Das war Franz von Sickingen.

Sickingen, Luther, der deutsche Adel, die Reichsstädte, und das unterdrückte deutsche Volk aller Provinzen, das waren die Kräfte, auf die er rechnete. Der schwankende zerrissene Reichszustand, das Reich so zu sagen ohne Verfassung, ohne Finanzen, ohne geordnete Kriegsmacht, das Reich, worin alle Elemente, die einst zum großen Leben zusammengefügt waren, auseinanderfielen, oder sich bekämpften, die Zeit, die in den Wehen großer neuer Dinge lag, und mit Bewußtsein darin lag, versprachen einen günstigen Boden für die Verwirklichung seiner Idee, für ein nationales, zeitgemäßes, mit Geist und Muth begonnenes Unternehmen.

Es ist interessant zu sehen, wie Hutten den neuen Freund Franz zu

entflammen, mit sich fortzureißen wußte. Er hoffte auf ihn als den neuen Hermann seines Volkes, und er wollte ihn vollends ganz dazu bilden. Mehr als irgend einer der Fürsten war er der Mann dazu. „Wahrlich eine größere Seele gibt es nicht in Deutschland,“ schrieb Hutten begeistert an Erasmus. — „Ein Mann, wie ihn Deutschland seit lange nicht mehr gehabt hat. Ich hoffe gewiß, daß Franz unserer Nation große Ehre bringen wird. Nichts bewundern wir an den Helden des Alterthums, was er nicht nachzuthun sich fleißigt. Er ist weise, beredt, thatkräftig, und Alles, was er spricht und thut, ist edel und groß. Gott segne die Unternehmungen dieses deutschen Helden!“ Durch tägliches Vorlesen der lutherischen und seiner eigenen Schriften begeisterte er ihn so für die neue religiöse Richtung, daß er verwundert ausrief: „Ist denn wirklich Jemand kühn genug, alles Bisherige einzureißen? und wenn er den Muth dazu hat, besitzt er auch dazu hinreichende Kraft?“ und von Stund an, war er entschlossen, der Vorfechter des neuen Lichtes zu sein. Die Abmahnungen Befreundeter, eine so bedenkliche Sache, wie die Luthers und Huttens, zu verlassen, wies er mit den Worten zurück: „Die Sache, die ich vertheidige, ist gar nicht bedenklich oder zweifelhaft, sondern die Sache Christi und der Wahrheit. Auch verlangt es das Wohl unseres Vaterlandes, daß Luthers und Huttens Rathschläge gehört und der wahre Glaube vertheidigt werde.“ Bald hatte Hutten den hochsinnigen, für alles Große und Kühne empfänglichen Franz soweit, daß dieser ganz in seine Ansicht einging, es müsse der politischen und der religiösen Freiheit zugleich Bahn gebrochen werden. Der Kreis der Freunde an Sickingens Hof erweiterte sich immer mehr, und es betraf keine kleinen Dinge, das geheimnißvolle Treiben, das auf der Ebernburg Statt hatte und von ihr ausging. Es war ein bedeutungsvoller Mittelpunkt, jene **Herberge der Gerechtigkeit**, wie sie diese Burg nannten, und ein interessanter Verein jener Kreis von Eingeweihten, wo, wie Hutten sagt, „die Männer im ganzen Sinne des Worts als Männer sich zeigten, wo Gutes und Schlechtes nach Gebühr behandelt wurde, wo Gottesfurcht in thätiger Menschenliebe sich bewies, wo Tapfere, von reiner Gluth der Freiheit voll, weilten, und wo das gemeine Gold verschmäht und nur nach Großartigem gestrebt wurde.“

In diesen Kreis, in seine Entwürfe, ja in die Herberge der Gerechtigkeit selbst denjenigen Mann hereinzuziehen, der als der Mann des Volkes und der Verheißung galt, ließ sich Hutten eifrig angelegen sein. Wiederholt lud er Luther in Sickingens Namen auf die Ebernburg ein, und Luther freute sich zwar, dort für alle Fälle eine sichere Zuflucht zu finden, die Druckerei, die auf der Ebernburg war, und worin die Freiheit athmenden und zur Freiheit fordernden Schriften Huttens, Kronbergs und der andern Brüder gedruckt wurden, zog ihn sehr an, auch er konnte ja dort viel

freier, ohne alle Rücksicht schreiben und drucken lassen; aber er erschrack vor den gewaltsamen Planen jener kühnen Männer, sobald sie Hutten ihm nur andeutete.

Man nimmt meist Luther immer und in Allem als einen Conservativen. Man irrt. In den aller ersten Jahren hatte Luther sehr revolutionäre Anfälle. Zu Ende des Jahrs 1517 schrieb er: „Wenn ihr (der Römlinge) rasend Wüthen einen Fortgang haben sollte, so dünkt mich, es wäre schier kein besserer Rath und Arznei, ihm zu steuern, denn daß Könige und Fürsten mit Gewalt dazu thäten, sich rüsteten, und diese schädlichen Leute, so alle Welt vergiften, angriffen, und einmal des Spiels ein Ende machten, mit Waffen, nicht mit Worten.“ — Fast durch alle Schriften seiner ersten Jahre sind solche revolutionaire Glutfunken verstreut.

Dieser Luther war der Mann für eine so vollblütige, gewaltsame, auf Entscheidung dringende Natur, und für Entwürfe, wie sie beide bei Hutten sich fanden. Aber dieser Luther war zu Ende des Jahres 1521 schon ein anderer. Zwar hatte er noch im vorigen Jahre in der inhaltschweren Schrift an den Adel deutscher Nation es ausgesprochen, daß die große Noth und Beschwerung, welche alle Stände der Christenheit, zuvor Deutschland, drücke, ihn jetzt zwinge zu schreien und zu rufen, ob Gott Jemand den Geist geben wollte, die Hand zu reichen der elenden Nation; er hatte darin die Aufhebung oder die Umgestaltung der geistlichen Stifter, die Unterwerfung der gesammten Geistlichkeit, auch des Pabsts unter die weltliche Obrigkeit, die Abschaffung aller Abgaben, die bisher der Pabst bezogen, aller weltlichen Macht, die er bisher gehabt, die Verjagung der päbstlichen Gesandschaften aus Deutschland, gefordert und den christlichen Adel ermahnt, dem Unwesen sich zu widersetzen. „So helf uns Gott, hatte er geschlossen, daß wir unsere Freiheit erretten; es gebe der Pabst her Rom und Alles, was er hat vom Kaiserthum, lasse unser Land frei von seinem unerträglichen Schätzen und Schinden, gebe wieder unsere Freiheit, Gewalt, Gut, Ehre, Leib und Seele, und lasse ein Kaiserthum sein, wie einem Kaiserthum gebührt.“

Zugleich hatte aber Luther, als er diese Auflösung der bisherigen geistlichen Gewalten, die Zerstörung der religiös-politischen Elemente, aus denen sie erwachsen waren, forderte, und zum Widerstand gegen ihre Anmaßung aufrief, verlangt, die Sache Gott zu überlassen, nicht mit eigener Macht dagegen zu wirken. Sonderbar! Als ob die kirchlichen Gewalten ohne Kampf von ihrer, ohne Gewalt von der andern Seite ihrer bisherigen weltlichen Herrlichkeiten sich hätten begeben wollen oder können.

In diesem Sinne nun antwortete Luther auch Hutten auf seinen Antrag, dem neuen Evangelium mit dem Schwerdte Bahn zu brechen: „Ich möchte nicht, daß man das Evangelium mit Gewalt und Blutvergießen

verfechte. Durch das Wort ist die Welt überwunden worden, durch das Wort ist die Kirche erhalten, durch das Wort wird sie auch wieder in Stand kommen, und der Antichrist, wie er Seines ohne Gewalt bekommen, wird ohne Gewalt fallen."

Hutten, der Kenner der Geschichte, wußte, daß das Letztere nicht richtig war; er wußte, daß die Hierarchie größtentheils durch Gewalt gegründet und groß geworden war, durch Krieg, Mord von Völkern und Volkslehrern und blutige Thaten aller Art, durch Thaten des Betrugs und der Barbarei, durch Kerker und Schaffot, durch Unterdrückung in jeder Gestalt. Er wußte, daß Waffengewalt das Christenthum über Europa getragen, und die Völker mit Blut getauft worden waren. Er beschloß, Luthern das Dogma untersuchen und ihn Alles von der stillen Macht des Wortes erwarten zu lassen: er wollte es dem Geistlichen, der das Schwerdt zu brauchen nicht gelernt hatte, überlassen, sein Volk zu den Quellen des geistlichen Heils zu führen, sich selbst aber glaubte er berufen, die neue Wahrheit zu realisiren, in's Leben seines Volkes einzuführen, den Versuch einer politischen Reform, einer Umwälzung mit Waffengewalt zu wagen. Ging ihm auch Luther selbst ab, so hoffte er noch immer aus der durch Luther erregten religiösen Bewegung Kräfte genug für seine politische zu ziehen; ging diese doch zunächst gegen die geistlichen Herren, und eben gegen diese konnte er am leichtesten aus dem Evangelium den Beweis für sich holen; es galt diesen eine Gewalt zu nehmen, welche ihnen das Wort Gottes nirgends verlieh, ja absprach.

Der sich unbehaglich genug fühlende niedere Adel, die Ritterschaft, war bald in einen großen Bund vereinigt, dessen Mittelpunkt Sickingen war. Der Übermacht der Fürsten, die auf sie drückte, sich entgegenzustellen, dazu waren die Ritter gleich bereit. Viele waren auch der neuen Religionslehre begeistert zugethan, wie die Kronberge, Schauenburge, Fürstenberge, Helmstätter, Gemmingen, Menzingen, die Landschaden von Steinach und hundert andere. Die Aufhebung der geistlichen Herrschaften, welche der Einführung der lutherischen Lehre folgen mußte, und die Mediatisirung der weltlichen Fürsten waren zwei Gedanken, die jeden Ritter mächtig anregen mußten. Im Frühling 1522 sammelte Sickingen einen großen Theil des niedern Adels aus Franken, Schwaben und vom Rhein zu Landau um sich, auf 6 Jahre schworen sich die Ritter zusammen, angeblich zu gegenseitiger Unterstützung und zu Erhaltung der Ordnung: Sickingen wählten sie zu ihrem Hauptmann. Er aber wollte ein Hauptmann des deutschen Volkes werden, ein deutscher Ziska; diesen unüberwindlichen Helden der Hussiten, der sein böhmisches Vaterland von den Mönchen und unnützen Priestern gesäubert, ihre Güter zum allgemeinen Besten vertheilt, den Räubereien der Römer ein Ende gemacht habe, stellte er sich zum Vorbild auf.

Aber die Freunde fühlten wohl, daß ihr Ritterschwerdt allein nicht stark genug wäre, die verbündete Fürsten- und Priesterherrschaft zu brechen, und die alte Unabhängigkeit des Adels zu erneuern; ja, sie wollten auch mehr als dieses, sie wollten Höheres, eine allgemeinere Befreiung. Darum erließ zu gleicher Zeit Hutten ein Manifest an die freien Städte deutscher Nation, worin er als furchtbarer Kläger wider die Sünden der Fürsten, ihre Anmaßungen, ihre Gewaltthätigkeit und ihre Ungerechtigkeit auftrat, und die Städte aufforderte, mit dem Adel in ein freundliches Vernehmen zu treten und die fürstliche Gewalt zu brechen. Die Städte sollten entweder zum Eintritt in den Adels-Bund, oder wenigstens zur Neutralität in dem nun zu eröffnenden Kampfe zwischen Adel und Fürsten bewogen werden.

Es ist ein großer, wenn auch zu früher Gedanke Huttens, den er in mehren Schriften aussprach, der Gedanke, Adel und Bürgerthum zu vereinigen, und dem erstern eine ganz neue Stellung zu geben. Zuvor waren hoher wie niederer Adel mit der Geistlichkeit Hand in Hand gegangen, und hatten die Freiheit des gemeinen Mannes mit einander unterdrückt; jetzt sollte der niedre Adel Hand in Hand mit dem Bürgerthum, ja mit dem Volke überhaupt gehen, um sich gegen die Gewaltthätigkeit der Fürsten und der Geistlichkeit die allgemeine Freiheit zu retten. Hutten dachte es sich als möglich, daß der Adel, dessen Mittelalterlichkeit vorbei war, aus seinem Verfall zu einer schöneren, höheren Bedeutung als Vertheidiger der Nationalfreiheit sich erhebe. Nicht in Deutschland, wohl aber in dem germanischen England hat später die Geschichte diesen Gedanken bewahrheitet: Die englische Freiheit ist eine Frucht der Vereinigung des niedern Adels und des Bürgerthums.

Als Hutten in seiner frühesten Jugend in der weiten Welt umirrte, so gut als verstoßen von seinem adeligen Vater und verlassen von seiner Familie, als er die Leiden der Armuth an sich selbst durchfühlte, und das Bittere des Drucks empfand, womit die unnatürlichen Verhältnisse der Gesellschaft auch den edelsten Geist und Sinn, dem die äußerlich glücklichen Umstände fehlen, unmenschlich und unchristlich belasten, da lernte er sich erheben über seinen angeborenen Stand zu der reinen Würde des Menschen, welche in allen ohne kastlichen Unterschied Brüder sieht, da wuchs sein Herz zu jener Größe, daß es Raum hatte für die Liebe auch zum Geringsten in seinem Volke. Wo der Mensch Ansprüche machte, da hörte der Edelmann in ihm auf. Er blieb ein Ritter, aber ein Ritter des heiligen Geistes, ein Ritter der unterdrückten Menschheit; und wäre auch noch viel vom Edelmann in ihm übrig gewesen, es trat zurück vor dem großen Ziele, das ihm vor der Seele schwebte. Darum suchte er den Bund nicht nur mit dem Bürgerthum der freien Städte, sondern auch mit dem gemeinen Mann auf dem Lande. Er schämte sich eines solchen Bunds um so weniger, als ihm

gerade in diesem größten Theile der Nation ein höchst brauchbarer Stoff für seine Zwecke in die Hände fiel; denn gerade die Masse des gemeinen Mannes war es, welche von der politischen Seite noch leichter ins Feuer zu bringen war als von der religiösen. Und wenn die deutsche Nation groß werden sollte, mußte dieser letzte Stand geistig und sittlich gehoben, in seinen äußeren Verhältnissen glücklicher gestellt werden; sein Elend war so groß, daß eines Huttens Herz sich nicht von ihm abwenden konnte.

Um die rächerische Kraft im gemeinen Manne zum selbstbewußten, nur durch die Zerstörung versöhnlichen Kampfe zunächst gegen das Pfaffenthum und die geistliche Tyrannei aufzuregen, ließ er das Gesprächbüchlein „der Neukarsthans" ins Volk ausgehen, mit angehängten dreißig Glaubensartikeln, „so Junker Helfrich, Reiter Heinz und Karsthans mitsamt ihrem Anhang hart und fest zu halten beschworen haben", tief populär, des furchtbarsten Hasses voll gegen das auf Gewissen, häusliches Glück und den Beutel des gemeinen Mannes drückende Pfaffenthum.

Die drei demokratischen Elemente des Reichs, das in der Ritterschaft, das in den freien Städten, und der gemeine Mann, waren es auch vorzugsweise, welche der neuen religiösen Bewegung zuerst und mit Begeisterung zufielen. Nicht die Fürsten waren es, sondern die Masse des Volks, worin das neue religiöse Princip zuerst seine Hauptstütze, seinen Schwerpunkt fand. Es war in England, es war in Böhmen früher dasselbe gewesen. Der religiösen Bewegung hatte sich aber auch in diesen beiden Ländern sogleich eine politische Bewegung angeschlossen, die auf das religiöse Princip sich stützte und berief. Es kam nun darauf an, auch der religiösen Aufregung die das deutsche Volk ergriffen hatte, eine politische Färbung zu geben, die kirchliche Bewegung zu einer Reichsreform, oder zu einer Staatsumwälzung zu machen, wenigstens zu benützen. Die große religiöse Aufregung im Volke ruhte eigentlich zuletzt doch wieder nur auf der allgemeinen Gährung, die sich seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Deutschland und den Nachbarländern gezeigt hatte. Die Hauptfärbung dieser allgemeinen Gährung war bisher politisch gewesen, und nur theilweise mit religiöser Beimischung: jetzt hatte die religiöse Färbung im Augenblick die Oberhand gewonnen über die politische, und es fragte sich nur, ob es gelang, die letztere wieder aufzufrischen und zur vorherrschenden zu machen. Bei der Masse des Volks konnte das nicht schwer sein; denn das leibliche lag und ging ihr doch näher als das geistliche, der politische Druck näher, als das Dogma der Kirche.

Auch lag ein nicht ganz zu verachtendes militairisches Element im gemeinen Mann. Jenes Fußvolk, daß die neuern Schlachten entschieden hatte, die Macht der Landsknechte, war aus der Mitte des Landvolks hervorgegangen; viele kriegserfahrene Knechte waren später wieder in ihren frühe-

ren Stand zurückgetreten; die Bauern selbst waren an manchen Orten Waffen zu tragen gewöhnt, oder neuerdings bei Gelegenheiten in die Waffen gerufen und darin gebraucht worden, und Hutten hatte ihn fechten sehen, den oberländischen Landmann, den Bauer des Remsthals, unter den Fähnlein der Landsknechte, vor Pavia und Padua, im letzten italienischen Kriege. Wie hätte er, dem die Gestaltung eines großen deutschen Volkswesens sein Ideal war, diese Volkskraft verschmähen können? Der Gedanke, den gemeinen Mann in den Bund zu ziehen, ihn zum Genossen des gemeinsamen Kampfes gegen die Gewaltthätigkeit der geistlichen und weltlichen Fürsten zu machen, ergab sich ihm von selbst: des gemeinen Mannes Drangsale waren ja die größten, und er hatte ja schon oft da und dort versucht, wider dieselben aufzustehen.

Eine andere Frage ist freilich die, wie es in Deutschland geworden wäre, wenn Huttens Plan gelang? Cammerarius, der Vertraute Melanchthons, schreibt: „Hätte es dem Entwurf und Wagniß Huttens nicht an den materiellen Hülfsmitteln gefehlt, alles wäre jetzt anders, die Umwälzung des ganzen Reiches wäre erfolgt.“ Neuere sind der Ansicht, es wäre nach dem Sieg eine ausschließende wilde Adelsherrschaft die Folge gewesen. Gewiß nicht. Im allgemeinen Strom der Volksbewegung hätte der Adel sich nicht alleinherrschend oben halten können.

Wie weit Huttens Entwurf auf die freien Städte und auf den gemeinen Mann von Seiten dieser beiden Theilnahme fand, kann nicht mehr ermittelt werden. In dem Feuer, worin die Briefschaften der Ebernburg verbrannt wurden, und mit Hutten selbst gingen alle Documente des Unternehmens zu Grabe. Aus Huttens überdauernden Schriften selbst kann man nur entnehmen, was er gewollt, nicht, wie weit er kam. Wahrscheinlich sollte der gemeine Mann erst nach begonnener Waffenerhebung der Ritterschaft und der Städte in den Kampf mit fortgerissen werden. Daß die Straßburger zugesagt hatten und andere der Reformation zugethane Städte, geht aus Sickingens Äußerungen hervor; der Schreckschuß, der gegen Luthers Feinde auf dem Reichstag zu Worms geschah, dürfte auf eine verwirklichte oder erst zu verwirklichende Sympathie der Ebernburg und des gemeinen Mannes hinweisen; ich meine jenen Maueranschlag, wo von angeblich 400 verbundenen Rittern und 8000 Mann Kriegsvolk die Rede ist, welche Luther zu vertheidigen geschworen haben, und der mit den Worten schließt: Bundschuh, Bundschuh, Bundschuh.

So viel scheint ausgemacht, Sickingen brach früher los, eh er seiner Hülfsmittel, seiner Streitkräfte gewiß war. Ein Jahr später: und die große Bewegung von 1524 und 25 hätte in ihm, dem längst gefeierten Liebling des Volks einen Mittelpunkt und eine Seele, eine regelmäßige Kriegsmacht und einen Feldherrn, er selbst das deutsche Volk zu seiner

Führung gehabt. Es war sein und seines Volkes Verhängniß, das ihn und Hutten vorwärts trieb, daß er den alten Vertrauten und treuen Diener, Meister Balthasar Stör, nicht hörte, der das Gelingen des Unternehmens jetzt noch nicht für möglich hielt.

Mit einem wohlgerüsteten kleinen Heere von 5000 zu Fuß, 1500 Reitern und hinlänglichem Geschütz eröffnete der Ritter von der Ebernburg den großen Kampf, Anfangs September 1522, durch ein Vorspiel, das dem Erzbischof und Churfürsten von Trier Richard von Greiffenklau, gelten sollte. Diesen sollte der erste Schlag stürzen. Den Vorwand gab, daß der Erzbischof zwei seiner Unterthanen, für die sich Franz verbürgt hatte, von der Leistung ihrer Verbindlichkeiten zurückhielt; im Fehdebrief sagte er jedoch, „er künde ihm vor allem um der Dinge willen, die der Churfürst gegen Gott und Kais. Majestät gehandelt habe.“ In seinem Manifest an die Unterthanen von Trier aber sagt er, er komme, sie von dem schweren antichristlichen Gesetz der Pfaffen zu erlösen und sie zu evangelischer Freiheit zu bringen.

Der Großhofmeister des Churfürsten Albrecht von Mainz, Frowen von Hutten, war mit im geheimen Bunde, und Albrecht selbst soll wenigstens mit dem Schlag gegen den Trierer einverstanden gewesen sein, und Sickingen heimlich unterstützt haben. St. Wendel fiel durch Sturm in des letztern Hand. Am 7. Sept. stand er vor Trier. Während er die festen Plätze des Erzbischofs erobern würde, hoffte er, sollten die Verstärkungen ihm zuziehen, welche er in den Niederlanden durch die in seine Dienste getretenen Ritter werben ließ. Daß bei diesem Vorspiel die fränkischen, schwäbischen und oberrheinischen Ritter nicht mitwirkten, ist ein Beweis, daß der Triererzug nur eine Waffenprobe, ein Intermezzo sein sollte, um das geworbene Kriegsvolk durch die zu erhebenden Brandschatzungen und die Beute zu unterhalten, oder durch das Glück dieses Unternehmens und durch die besetzten Plätze dem nachfolgenden größeren Vorschub zu leisten, und daß der eigentliche große Kampf, an dem diese Ritter und die Städte Theil nehmen sollten, erst auf das nächste Jahr festgesetzt war.

Aber den Fürsten entging nicht, auf was Hutten und von ihm getrieben der kühne Ritter Franz umgingen. Man hörte seltsame Reden von Franzens Reisigen: „Bald werde ihr Herr Churfürst, ja vielleicht mehr sein.“ Der Angriff auf Trier schreckte die Fürsten aus ihrer Ruhe auf. In viel hundert Jahren, sagte man sich am Hofe Herzogs Georg von Sachsen, sei nichts so Gefährliches wider die Fürsten des Reichs unternommen worden, als womit Sickingen umgehe. Es gehe darauf, sagten andere, daß man bald nicht mehr wissen solle, wer Kaiser, Fürst oder Herr sei.

Das Reichsregiment, dessen Seele die Fürsten waren, riet alle benach-

barten Landesherren zum eiligen Zug wider den gefährlichen Ritter. An ihn selbst schickten sie abmahnende Boten. „Nun, ich soll des Regiments alte Geigen noch einmal klingen hören!“ sagte dieser, als der Reichsherold in sein Lager ritt. Mit Spott und Truz empfing er die Boten. Er wisse fürwahr antwortete er auf ihre Abmahnungen, sein Herr der Kaiser werde nicht zürnen, ob er den Pfaffen ein wenig strafe, und ihm die Kronen eintränke, die er von Frankreich gewonnen hätte. Unter Anderem sagte er auch, er wolle sich eines Thuns unterstehen, dessen sich kein römischer Kaiser unterstanden habe; er selbst werde eine neue Ordnung im Reich einführen, von einer Entscheidung des Kammergerichts zwischen ihm und dem Erzbischof wolle er nichts wissen, er habe ein Gericht um sich, besetzt mit Reisigen, wo man mit Büchsen und Carthaunen distinguire.

Er hatte auf Einverständnisse in der Stadt Trier, auf die reichen Vorräthe des Klosters St. Maximin sich verlassen. Das letztere hatte der Erzbischof mit eigener Hand angezündet, Herr Franz traf nur noch den rauchenden Schutt. Die Volksstimmung in der Stadt, die sich unter der niedern Classe für ihn aussprechen wollte, drückten der Erzbischof und seine Reisigen, die er noch zu rechter Zeit hineingeworfen hatte, so nieder, daß von da aus nichts zu hoffen war, und die Vasallen und Söldner des Letztern vertheidigten die Mauern und Thürme aufs Beste. Und während Sickingen, der auf eine Überrumplung Triers gerechnet hatte, hier nicht vorwärts kam, konnten die Zuzüge, die er erwartete, ebenfalls nicht vorwärts. In Cleve und Jülich, wo Ritter Renneberg für ihn warb, drohte der Herzog des Landes den Angeworbenen mit Verlust von Lehen und Leben, wenn sie Sickingen zuzögen. Im Gebiet von Cöln, wo der Bastard von Sombreff für Letztern Reiter gesammelt hatte, verbot der Cölner Erzbischof unter gleichen Drohungen jedem den Austritt. Von Braunschweig her zog ihm Michel Minkwitz mit 1500 Knechten zu; der Landgraf Philipp von Hessen überfiel den Zug, bekam den Führer und alle seine Papiere in seine Gewalt, und vermochte die Knechte, da sie in seinen eignen Dienst übertraten. Ebensowenig vermochten die Zuzüge aus dem Limpurgischen, Lüneburgischen und Westphälischen zu ihm zu stoßen; wohl aber zogen starke Kriegsschaaren des Landgrafen und des Churfürsten Ludwig von der Pfalz gegen ihn heran. Des letztern hatte sich Franz nicht versehen; der Pfälzer war sein alter Gönner, durch ihn war er zuerst emporgekommen, er hätte eher Alles erwartet, als daß dieser der erste wäre, der dem Pfaffen von Trier gegen ihn zur Hülfe zöge. Die Ankunft so überlegener Streitkräfte wagte er unter den Mauern seines Feindes nicht zu erwarten; er zog sich am siebten Tage nach seiner Ankunft von Trier wieder zurück, machte noch unterwegs einen vergeblichen Versuch auf Kaiserslautern, entließ einen großen Theil seines Kriegsvolks, und wandte

sich unverfolgt auf seine Burgen; aber am 8. October traf ihn die Reichsacht.

Die drei aber, die ihre Kriegsvölker vor Trier vereinten, zwei Churfürsten und ein mächtiger Landgraf, warfen sich nun auf seine Verbündeten. Zuerst ging es vor Kronberg bei Frankfurt, die Stadt und Veste Hartmuths, des Eidams Sickingens. Ein Gleichzeitiger schätzt das Heer der Fürsten an reisigen Knechten und bewaffnetem Landvolk auf 30,000. Hartmuth entwich, da er sah, daß er die Burg gegen solche Macht und das Geschütz nicht halten konnte, und sie ergab sich am 16. Oktober. Dann zerstörten sie dem Frowen von Hutten sein Schloß Saalmünster, seine andern Burgen besetzten sie; zweien andern Genossen des Geächteten, dem Philipp Weiß brachen sie seine Burg Haußen, dem Rudecker sein vestes Haus Ruckingen; selbst Albrecht von Mainz schätzten sie um 25,000 Gulden, „weil er einen Trupp sickingischer Pferde habe unverwehrt über den Rhein gehen lassen; das sei der Ursachen eine, die andern stecken in der Feder.“ Entfernteren Verbündeten, wie den Grafen Wilhelm von Fürstenberg und Eitelfriz von Zollern und der fränkischen Ritterschaft drohte die Rache wenigstens für die nächste Zukunft.

Noch stand Sickingen selbst unangetastet; die Werke seiner Vesten waren neu hergestellt. Seine äußere Macht war noch dieselbe, wie zuvor; aber die Meinung davon war nicht mehr dieselbe. Das Mißlingen des trierischen Unternehmens, das Unglück seiner nächsten Freunde hatte das Vertrauen in vielen gebrochen, die Reihen seines Anhangs gelichtet. Auf einem Tage zu Schweinfurt, wohin er die fränkische Ritterschaft beschied, erhielt er aufs Neue viele Zusagen, aber er mußte bald die Veränderung erkennen.

Jetzt, da die Übermacht auf Seiten der Fürsten zu sein schien, sah er sich in dem Falle, wie alle an der Spitze einer Opposition. Hinter ihm wichen sie von ihm ab, oder sie hielten sich passiv. Um so mehr hoffte er auf seine treuen Freunde, auf die Fürstenberge, auf die Hutten, und auf das lutherische Volk. So kam das Frühjahr 1523. Ulrich Hutten war nach Oberschwaben und in die Schweiz gegangen, um Hülfe zu werben; Balthasar Stör warb am Oberrhein, der treue Franz Voß in Niederdeutschland; selbst von Böhmen aus kamen Zusagen redlicher Ritterhülfe. Sickingen selbst baute und befestigte fort auf dem Landstuhl, wo er sich einschließen wollte, und sich wenigsten 3—4 Monate zu halten hoffte, bis seine Freunde zum Entsatz ankommen könnten.

Gegen Ende Aprils umlagerten die drei Fürsten mit ihrem Heere den Landstuhl, mit trefflichem, wohlbedientem Geschütz. Am 30. begann die Beschießung. Die noch neuen Mauern litten bald sehr von den Kugeln. Als Sickingen nach einer Schießscharte ging, um den Gang des Sturms

zu übersehen, traf gerade eine dahingerichtete Carthaune so gut, daß sie das Vertheidigunsgerüst, daran Sickingen lehnte, auseinanderwarf, und ihn selbst an einen spitzigen Balken schleuderte: betäubt, tödtlich verwundet fiel er zur Erde.

Seine Getreuen trugen ihn ins Burggewölbe. Als er wieder zu sich kam, klagte er über die säumigen Bundesgenossen: „Wo sind nun, rief er, meine Herrn und Freunde, die mir so viel zugesagt haben? Wo ist Fürstenberg? wo bleiben die Schweizer? die Straßburger?“ Ach er wußte nicht, wie unrecht er dem treuen Fürstenberg mit dieser bittern Anklage that. Der Bote, den er, als die Fürsten ihn zu bedrängen anfingen, an den entfernten Grafen um Entsatz gesandt, war den Fürstlichen in die Hände gefallen; Wilhelm erfuhr die Noth des Freundes erst mit seinem Tode. In der Schweiz hatte Ulrich von Hutten umsonst gearbeitet: Ulrich von Württemberg, der aus seinem Lande vertriebene Herzog, sein und seines Hauses Todfeind, der bei den Schweizern eingebürgert war, arbeitete ihm entgegen; Hutten hatte den Herzog in der öffentlichen Meinung durch Anklage seiner Tyrannei aufs Tiefste verwundet, Sickingen das Meiste zu seiner Vertreibung beigetragen.

Franz sah, daß Hülfe, auch wenn sie unterwegs wäre, zu spät käme; er schrieb an die Fürsten wegen der Übergabe. Sie weigerten ihm freien Abzug. Nun, ich will nicht lange ihr Gefangener sein! sprach er und lud sie an sein Sterbebett. Kaum konnte er die eintretenden Fürsten unterscheiden, so lag schon die Todesnacht über seinem Blick. „Gnädiger Herr, sprach er zum Pfalzgrafen, ich hätte nicht geglaubt, daß ich so enden würde.“ Auf Vorwürfe des Trierers und des Hessen sagte er: „Ich habe jetzt einem größern Herrn Rede zu stehen“. Auf die Frage seines Caplans, ob er beichten wolle, antwortete er: „Ich habe Gott in meinem Herzen gebeichtet“. Und während dieser die Hostie emporhob und die Fürsten um das Bette knieten, verschied der Ritter, welcher für sich und für welchen andere die Kaiserkrone nicht zu hoch gehalten. „Nun ist der Afterkaiser todt!“ frohlockten bei der Kunde seine Feinde im Reich.

Auf wen hätte sie aber erschütternder wirken können, als auf Ulrich von Hutten? Hülflos irrte er, ein armseliger Flüchtling, von Ort zu Ort in der Schweiz, er war wieder so unglücklich, wie in seiner ersten Jugend. Zu Zürich verschloß ihm Erasmus seine Thüre, er verläugnete ihn, er vertrieb ihn aus der Stadt, um nicht wegen seiner bei seinen fürstlichen Gönnern sich zu compromittiren. Auch seine Krankheit brach noch einmal aus; aber die Glut für das Höchste, die in ihm war, erhob seinen Geist über die Schmerzen des Körpers; er strömte glühend seinen heiligen Zorn aus in einer kleinen Schrift gegen Erasmus, den er an Wahrheit und Volk, an der Wissenschaft und der Freundschaft zum Verräther geworden sah; aber

es ist, als hätte diese gewaltige Kraftäußerung seines ungebrochnen Geistes sein morsches Gehäus gesprengt: er starb gleich darauf. Nur wenige Monde sollte er seinen Sickingen überleben. Wie bei dem Griechen Demosthenes war auch bei ihm das letzte Wort auf der Zunge des Sterbenden ein Pfeil, ein Fluch gegen Verrath und Verräther am Vaterland. Doch sah der Grieche mit dem letzten Blick nur in das blutige Abendroth, der Deutsche in den aufgehenden Morgen seines Volkes.

Er starb im Pfarrdorf zu Uffnau, einer kleinen Insel im Zürchersee, im 35. Jahre. Zwingli hatte ihn dorthin empfohlen. „Er hinterließ, schrieb dieser, kein Buch, kein Geräth, als eine Feder."

Deutsche Jugend unserer Tage, der Tage des Egoismus und des lieblosen Genießens, in denen die Begeisterung für das Große aussterben will, und nur noch das Nützliche gilt, gehe hin zu Ulrich von Huttens Grab, und lerne, wenn du ihrer noch fähig bist, uneigennützige Liebe zum Vaterland, zum Volke, und Begeisterung für große Gedanken.

Aber täusche dich nicht. Die ächte Liebe sucht nicht das Ihre; deiner wartet dafür in der Regel nicht der Lohn dieser Welt, nicht einmal gewiß des Nachruhms so oft ungleich ausgetheilter Kranz oder der Dank deines Volkes.

Erasmus lebte herrlich und in Freuden, wie der reiche Mann; ihn ehrten die Fürsten, Könige und der römische Pabst; er hat seinen Lohn dahin; noch glänzt sein Name in den Jahrbüchern der Wissenschaft, aber kein Herz schlägt höher, wenn er genannt wird, Luther, der aus dem Manne des Volks der Mann der Fürsten ward, ist wegen seines hohen weltgeschichtlichen Verdienstes wie im Leben so im Tode unser Nationalheld, der Mann unserer Liebe und Verehrung. Ulrich Hutten, dessen Herz größer, selbstvergessener war und ungetheilter seinem Volke schlug als Luthers, wenn er auch an Genius unter ihm stand, Hutten ist im Verhältniß den Deutschen wenig, dem Ausland kaum bekannt. Er hatte im Leben den Ruhm des Geistes, aber kaum, wo er sein Haupt hinlege, und oft nicht, womit er seine Blöße bedecke; und auch nach dem Tode ist ihm nur Raum geworden in der Wiege weniger, wenn gleich der edelsten Herzen, und dieser Wenigen Liebe und Bewunderung ist seine bescheidene Decke.

Kein Denkmal aus Stein oder Erz weis't dem Wanderer die Stätte, wo das verglühte Herz des Vaterlandsfreundes, jenes Herz voll freier Menschheit in der kühlenden Erde ruht; es wäre auch keines seiner ganz werth und ganz in seinem Sinne, als das Denkmal, woran wir alle bauen können, und das einst auch gewiß noch sein theures Grab umschließen wird: ein einiges, helles, in seiner Freiheit glückliches deutsches Vaterland.

---



# Die französische Bettler-Monarchie des siebzehnten Jahrhunderts.

(Aus der Histoire des Français des divers états par Amans-Alexis Monteil.)

Es giebt vermuthlich nicht viele deutsche Leser, denen das oben angeführte Geschichtswerk auch nur dem Namen nach bekannt ist. Und doch ist es ein Werk, von dem sein Verfasser, nachdem er ihm zwanzig Jahre des angestrengtesten Fleißes gewidmet hatte, mit gerechtem Selbstgefühl sagen durfte: es wird Revolution in der Wissenschaft machen und eine neue Aera begründen; seines Gleichen hat es noch nicht gehabt: alle Geschichtswerke der Zukunft werden seines Gleichen sein. — Es hat aber in der Literatur des heutigen offiziellen Frankreichs keine Aufnahme gefunden; darum, und vielleicht auch, weil es sich nicht über den gewöhnlichen Bearbeitungsleisten schlagen läßt, ist es den deutschen Übersetzern bisher entgangen. Ob gelehrte deutsche Zeitschriften davon gesprochen haben, kann ich nicht sagen, da ich sie nicht alle lese. Soviel ist gewiß, von dem großartigen Plane, welcher diesem Werke zum Grunde liegt, haben die deutschen Historiographen sich noch wenig träumen lassen. Da haben sich die Einen die mehr oder weniger belletristische Darstellung der Haupt- und Staatsaktionen zur „Lebensaufgabe" gemacht; die Andern vergießen ihren theuern Schweiß über der Auflesung und Conservirung antiquirter und sonstiger Antiquitäten; noch Andre haben es nur mit dem „Geist" der Geschichte zu thun, der übrigens trotz aller spekulativen Zauberformeln sehr selten in die Erscheinung tritt. Daß die Geschichte Geschichte des wirklichen, lebendigen Menschen, also Geschichte der menschlichen Gesellschaft sei, ist überhaupt wenigen Menschen, von welcher Nation sie auch sein mögen, beigegangen. Und unter diesen Wenigen ist Monteil vielleicht der Einzige, der diesen Gedanken in der Geschichte seines Volkes zur Ausführung gebracht hat. — Es kann natürlich nicht der Zweck dieser Anmerkung sein, dem Leser eine entsprechende Vorstellung von diesem außerordentlichen Werke zu geben. Zum Verständniß des Bruchstücks, welches hier mitgetheilt wird, nur so viel: Das ganze Werk zerfällt in eben so viel Abtheilungen, als es Jahrhunderte umfaßt; die Geschichte jedes einzelnen Jahrhunderts ist so dargestellt, als ob sie von einem Zeitgenossen geschrieben wäre, dessen Leben in den Anfang des nächstfolgenden hinüberreicht. So bildet das Ganze eine Reihe von Zeitgemälden, in denen die Gesellschaft in und durch ihre einzelnen Glieder sich selber schildert. Denn die fingirten Verfasser der Akte dieses großen Dramas setzen sich keine andere Aufgabe, als das getreu zu berichten, was sie gehört und gesehen haben. Wie Monteil es versteht, seinen Schilderungen Wahrheit und Leben zu geben, wird sich aus diesem Fragmente erkennen lassen. (Der Übersetzer.)

— — Mein Freund, fuhr der Akademiker fort, nach den verschämten

Armen sind auf Erden die nicht verschämten Armen oder die Bettelarmen in großen Schaaren erschienen.

Lassen Sie mich Ihnen folgende kleine Geschichte erzählen.

Vor einiger Zeit ging ich zu Cosne auf der schönen Straße von Briare spaziren. Hinter mir kamen zwei Menschen, die im Gespräche begriffen waren. „Die Markisin, sagte der Eine, hat mir diesen Morgen eine Ohrfeige gereicht. Ich habe sie ihr mit geballter Faust zurückgegeben. Sie hat geschrieen, geplärrt. Sie ist zum Könige Klagen gegangen. Der König hat ein Paar Stunden gemault. Da habe ich einen Schoppen zum Besten gegeben und alsbald war alles vergessen.“ Auf diese Worte drehte ich mich um und sah zwei Menschen, die absolut nicht schlechter gekleidet sein konnten; sie machten mir eine Verbeugung, als wollten sie meine Wohlthätigkeit ansprechen. Ich betrachtete sie von Kopf bis zu Füßen, ich wagte nicht meinen Augen zu trauen. Sie sahen meine Ungewißheit und beeilten sich mir unter den tiefsten Bücklingen zu sagen: Bitte, lieber Herr, bitte um ein kleines Almosen, um heut Abend etwas zu essen zu haben! Was, sagte ich, ihr bettelt? — Lieber Herr, wir sind Diener des Herrn; nichts für ungut, aber wir bitten lieber um unser Brod, als daß wir es uns nehmen. — Aber, sagte ich, habt ihr denn nicht von einer Markisin, vom König gesprochen, oder habe ich mich verhört? — Sie haben ganz recht gehört, antworteten sie; und diese beiden werden sogleich an Ihnen vorbeikommen. Sie werden, wie wir, um ein Paar Pfennige für ihr Abendbrod bitten, und Sie werden ein gutes Werk thun, wenn Sie ihnen etwas geben; sie haben es nicht weniger nöthig als wir. Ach, lieber Herr, auch unser König und unsere Markisinnen sind genöthigt zu betteln. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt; sonst wäre das Gold nicht so rar! — Ich merkte mir jedes Wort. Ich war ganz erstaunt. Ich stellte ihnen mehrere Fragen. Wir sehen wohl, sagten sie, daß Sie unsere Constitution wenig kennen, vielleicht nicht einmal unsere Bettlermonarchie. Belieben Sie uns etwas zu schenken, so wollen wir Sie damit bekannt machen. Ich ging auf den Vorschlag ein, lehnte mich mit dem Rücken an einen Baum und ließ sie anfangen.

Es mag etwa dreihundert Jahre her sein, erzählte der Eine, zur Zeit der Engländer, als Krieg und Elend unsre Provinzen verwüsteten. Da hielten die Bettelarmen von Niort und Partenay eine Versammlung und wählten sich einen König, der in ganz Poitiers und später in ganz Frankreich anerkannt wurde. Seitdem soll es wenigstens zwei und neunzig solcher Könige gegeben haben, also viel mehr als Könige von Frankreich, deren man im Ganzen nur fünf und sechzig zählt. Aber die unsrigen sind auch nicht erblich; sie werden gewählt und nicht einmal auf Lebenszeit; unsre Reichsstände können sie absetzen.

Eines Tages hörten wir, mein Bruder hier und ich, daß unser Vetter Guillot, der Sohn Guillots, ein Tagelöhner aus der armen Pfarre Nuare bei Vezelay, zum König gewählt worden und augenblicklich zu Dijon Hoflager halte; in unsrer Bettlermonarchie giebt es nämlich keine feste königliche Residenz. Wir entschlossen uns, ihm unsere Aufwartung zu machen. So begaben wir uns auf den Weg, und um vor dem König der Lumpen anständig zu erscheinen, legten wir unsere sackleinenen Kleider an.

Sobald wir angelangt waren, gingen wir direkt auf den Pallast los; in einem großen alten Speisekeller fragten wir nach dem König, unserm Vetter. Wir wurden vorgelassen. Sofort sahen wir, daß unsre Vermuthungen richtig waren; wir hatten nämlich auf der Reise, ohne je zuvor den neuen König gesehen zu haben, die Ursachen seiner Erhebung vollständig errathen. Er war ganz mit Wunden bedeckt, hatte einen Buckel und hinkte, und war dabei blind genug, um keine Kopfsteuer zu zahlen. Überdem hatte er ganz die scheinheilige, schmeichlerisch verschmitzte Miene eines ausgelernten Lumpen; auf seinen Schultern trug er wie einen Königsmantel eine noch wenig verschlissene rothseidene Schürze, ein Geschenk der Köchin der Erbmarschalls von Nevers. Wer seid ihr? fragte er uns, und kaum hatte er unsre Antwort vernommen, so setzte er sogleich hinzu: Geht in Gottes Namen, meine Freunde, kehrt zurück in euer Dorf und sammelt die Wolle von den Dornsträuchern. Ich bin nicht der König von Frankreich, und hüte mich wohl ihn in allen Dingen zum Muster zu nehmen. Ich habe keine andere Vettern, als meine treuen Staatsdiener, die hohen Beamten, die mich umgeben und die ihr an ihren Kragen und Aufschlägen von gelbem Damast erkennt. Damit wandte er sich wieder seinen königlichen Geschäften zu. Sie können sich denken, wie erstaunt, wie überrascht wir waren. Nicht im Stande, einen Entschluß zu fassen, schien es uns das Beste, uns zurückzuziehen, und wir gingen von dannen. Ein Betteljunge in einem Kinderröckchen mit gläsernen und hörnernen Knöpfen folgte uns nach; es war der jüngste Sohn des Königs. Als wir in eine einsame Straße eingebogen waren, kam er an uns heran und sagte: Mein Vater, der König will euch sprechen. Kommt, wenn es ganz dunkel geworden ist, wieder; bleibt ja nicht aus, euer Glück steht auf dem Spiele; hier habt ihr eine Scherbe als Eintrittskarte. Hierauf drehte er sich um, ohne unsre Antwort abzuwarten, und da er sah, daß ihn Niemand beobachtete, verschwand er ebenso behende wie er gekommen war.

Wir warteten mit Ungeduld auf die Nacht; endlich kam sie und ganz so wie wir sie wünschten, dunkel und regnicht. Wir kamen zum Pallast zurück. Ein einziger langer Kerl mit einem Knotenstock in der Hand bildete die Thorwache. Wir zeigten ihm unsre Scherbe; er besah sie, beroch sie, passte sie an den zerbrochenen Teller, den er unter seinem Rock hatte

und ließ uns durch. Der König war allein mit seiner Familie; er empfing uns mit offenen Armen, er umarmte uns: Meine theuren Vettern, sagte er, die Politik will, daß ich gegen meine nächsten Verwandten große Zurückhaltung beobachte. Daher mußte ich euch diesen Morgen so behandeln; doch weiß ich darum nicht minder eure Verdienste gebührend zu würdigen. Mein Oberbotschafter wird morgen hier eintreffen; er muß durch euer Dorf gekommen sein und wird einen unverdächtigen Bericht über euch abstatten. Inzwischen zieht euren hölzernen Löffel aus der Tasche, wir wollen zu Tische gehen, ich habe heute Abend einen wahren Bettlerhunger, den wir so oft erheucheln müssen. Man servirte auf einem groben Tischtuch von rothem Leinen Bratenstücke der verschiedensten Art, Kalbsbraten, Hammelbraten, Geflügel, Wildpret und was sonst von den Tafeln hoher Herrschaften den Absub bildet, den sie unter uns vertheilen lassen. Auch von dem Kuchen und sonstigen Backwerk, das später auf einem andern Tischtuch von ähnlichem Zeuge aufgetragen wurde, war nichts Ganzes vorhanden. Ein Junge in einem zerflickten Kittel trug von Zeit zu Zeit auf seinem Kopfe einen großen Korb herum, der mit Krusten, Schnitten und Stücken Brod von allen Qualitäten, von allen Farben und Altern angefüllt war. Was die Flaschen anbelangt, die enthielten ein Gemisch aus den verschiedensten Weinsorten, aber ich versichere Ihnen, diese Mischung war gut.

Nach dem Essen gingen auf ein Mal die beiden Thürflügel auf. Bettler in frischer Toilette traten herein und sehr hübsche Bettlerinnen, die man nach ihrem Anzug für Grisetten gehalten hätte. Ihnen folgten ein Leierspieler und ein Sackpfeifer. Man tanzte die neuesten Tänze, heitere Lieder erklangen, man lachte, man trank. Nur Bettler verstehen zu tafeln, nur Bettler wissen sich zu freun!

Am folgenden Tage erschien der Oberbotschafter. Er hatte an diesem Tage zehn Stunden in einem Zuge zu Fuß gemacht; aber als er eintrat, machte er so natürlich den Hinkenden, daß sämmtliche Kronräthe, die in diesem Augenblick versammelt waren, ihm lauten Beifall zu klatschten.

Es war ein feiner Hofmann dieser Oberbotschafter. Er hatte uns sehr wohl bemerkt und doch that er, als er in seinem Reiseberichte auf uns zu sprechen kam, als ob wir nicht zugegen wären. Er habe, sagte er, unsre beiden Markisinnen — so heißen in unsrer Sprache unsre Frauen — gesehen; sie betrieben ihr Geschäft nach der neuesten Pariser Mode; sie miauten in einem sehr sanften, ganz feinem und höchst angenehmen Tone. Und unsre Mizchen d. h. unsre Kinder, wären scharmant; sie hüpften und tanzten vor den Vorübergehenden und wüßten mit so viel Geist und Witz für ihr Leben zu sorgen, wie die artigsten Auvergnatenkinder. Sie wären niemals heiser, stets halbnackt und hätten beständig Hunger, Beweis genug für die treffliche Erziehung, die sie genossen hätten. Dann berichtete er

über meinen Bruder und mich, wir hätten unsre Heimath verlassen und zwar aus dem sehr ehrenwerthen Verlangen, dem Könige unserm Vetter persönlich unsre Huldigung darzubringen; wir wären freiwillig unter den Armen, Arme, die man nur empfehlen könnte, Arme, wie es ihrer heut zu Tage wenig gäbe: beide hätten wir, wenn wir gewollt, unter den neuen Stempelbeamten eine Stelle bekommen, ja vielleicht selbst Packbeamte werwerden können. Alsdann sprach er von unsern Diensten mit solchen Lobeserhebungen, daß der König und die ganze Versammlung, zu der wir nicht als Staatsräthe, sondern lediglich als Prinzen von Geblüt hinzugezogen waren, uns mit einer Verbeugung beehrte.

Der Oberbotschafter fuhr in seinem Berichte fort: Die Sitten der großen Städte, sagte er, verschlechtern sich von Tag zu Tag; das ist ein großes Unglück für die Moral, und ein eben so großes für uns. Weder die Ehemänner noch die Frauen denken mehr daran, uns die Aufsicht über ihr wechselseitiges Betragen anzuvertrauen, und die junge Welt, die Mädchen wie die Jünglinge, macht heutiges Tages ihre Angelegenheiten selber ab. Die Jesuiten dagegen und die Jansenisten sind noch immer tüchtige Spione.

In der Anzahl der Unterthanen der Monarchie ist keine Veränderung vorgegangen; ich schätze sie wie früher auf fünfmal hunderttausend. Wenn auch die Bettelvögte viele unsrer Leute aufheben, um damit die neu errichteten großen Hospitäler zu bevölkern, so wird unser Verlust mehr als ersetzt durch den Untergang der Fabriken und des Handels, und man hat gegründete Aussicht, daß es bald in ganz Frankreich wie in dem Steuerbezirk von Vezelay aussehen wird, wo wenigstens ein Elftel der Bevölkerung der Bettlermonarchie einverleibt ist.

Gewerbfleiß und Bildung haben nach der Aussage der Inspektoren in unserm Reiche keineswegs überall gleiche Fortschritte gemacht.

Es ist schmerzlich zu sehen, sagen sie, daß die Bresthaften sich nicht besser blaß machen und daß ihre künstlichen Wunden nicht mehr Naturwahrheit haben, als in früheren Jahrhunderten.

Die ehemaligen Krüppel wußten sich wenigstens ebenso gut zu verstümmeln wie die heutigen. Ihr Krückengang war vielleicht besser; die Krüppel des Tages vernachlässigen allzusehr die alten Überlieferungen.

Mehr befriedigen die Besessenen; die verstehen es jetzt vortrefflich die Fallsucht zu bekommen. Ganz neuerlich haben sie die Entdeckung gemacht, daß Seifenwasser einen natürlicheren Wuthschaum hervorbringt, als die wirkliche Krankheit.

Die Tremulanten, selbst die jüngsten, sind noch ganz die alten Zitterer von ehedem; die Kunst zu zittern macht keine Fortschritte.

Die Tobsüchtigen rasen so friedlich, so einfältig, daß sie die Kenner zum Rasen bringen.

Die Wassersüchtigen haben keinen Begriff davon, wie man sich aufschwellen muß; das sind Wassersüchtige zum Lachen, nicht zum Erbarmen.

Die Inspektoren halten dafür, daß diese beiden Produktionszweige einem baldigen Untergange verfallen müssen, wenn man nicht unverzüglich einen Lehrstuhl für die Wuth und einen Lehrstuhl für die Schwellbäuche errichtet.

Zufrieden sind sie dagegen mit den Leistungen der Abgebrannten. Diese erzählen die Geschichte ihres Unglücks stets mit passenden Veränderungen. Allemal ist ihnen alles verbrannt, bis auf die Kleider, bis auf die Strümpfe, aber jenachdem ihre Zuhörer sind, haben sie bald Tausende, bald Hunderttausende, bald Millionen verloren. Ebenso hängt es von den Umständen ab, ob sie viel oder wenig Thränen vergießen, ob sie Fassung zeigen oder verzweifelt thun, ob sie sich trösten lassen, oder untröstlich sind.

Noch mehr Lob verdienen diejenigen, die auf Brücken und Promenaden ihre Stücke spielen.

Diese braven, rechtschaffenen Leute bilden die ruhmwürdigen Stützen unsrer Monarchie; aber die Hauptsäulen derselben, die Kalmäuser und deren Würdenträger, die Provinzialstatthalter, lassen die Macht verfallen, die ihren Händen anvertraut ist.

Und was hilft es, daß die Schufte, die niedrigste Klasse, so zu sagen der Pöbel der Bettler pünktlich die Uniform, den bodenlosen Hut und die Kürbisflasche an der linken Seite tragen, wenn sie sich mit wohlfeilen Suppen aus dem großen Spartopf nähren, wenn sie in Unthätigkeit dahin leben und versauern!

Seitdem der König von Frankreich das Invalidenhaus gebaut hat, giebt es keine Soldaten mehr, die betteln. Die Krüppel bilden sich was ein, daß sie jetzt einen Degen tragen, aber sie gehören doch zur Monarchie, wenn auch Manche darunter ihr Treu und Gehorsam versagen. Noch mehr: Die Blindencorporationen von Paris und Chartres, obgleich ihre Mitglieder nicht sehen können und gerade so betteln wie wir, so weigern sie sich die Muttermonarchie anzuerkennen.

Diese Nachrichten, welche der Großbotschafter überbrachte, veranlaßten eine lange Berathung. Einer der angesehensten Räthe machte noch die Bemerkung: seit der Zeit, daß den seligen König von Theues auf dem höchsten Stockwerk der Abtei Schmerzenberg der Schlag gerührt habe, (d. h. seitdem der Bettlerkönig, der sich von zwei stattlichen Hunden ziehen ließ, zu Bordeaux an den Galgen gehängt worden) liege die Polizei mit uns Allen in offenem Kriege. Wenn sie uns dreimal beim Betteln faßt, so werden wir auf die Galeren geschickt.

Nach langem Hin- und Herreden über diese wichtigen Angelegenheiten beschloß man endlich einstimmig, die Reichsstände nach dem gewöhnlichen Zusammenkunftsorte, der Lumpenwiese in der Bretagne einzuberufen.

Mein Bruder konnte seine Freude nicht zurückhalten; auch die meinige war nicht minder groß. Wir sollten ja den feierlichsten Staatshandlungen beiwohnen, wir sollten unsern leiblichen Vetter sehen, wie er auf dem Throne sitzend, mit dem königlichen Mantel aus zehntausend Lappen bekleidet, die Huldigungen seiner Unterthanen empfängt, die sich vor ihm zur Erde werfen und nur auf allen Vieren sich nähern.

Unsre Hoffnung wurde nicht erfüllt. Einige Tage später ließ der König im Augenblicke seiner Abreise uns zu sich rufen: Meine Vettern, sagt er, der Großbotschafter weiß nicht Alles. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß auch diejenigen meiner Unterthanen, welche die Mirakelhöfe in den großen Städten bewohnen, mir den Gehorsam verweigern und kleine Republiken, wie die zu Genua und Venedig oder die kleinen Schweizerkantone bilden wollen. Deshalb sende ich nach Paris zwei schöne junge Frauen, welche durch ihre Gewandtheit meinem Reiche wichtige Dienste leisten werden; sie dahin zu führen habe ich euch ausersehen. Ihr werdet außerdem die Mission haben, die verschiedenen Höfe zu besuchen und an meinen Geheimenrath darüber zu berichten.

So wenig auch dieser Auftrag unsern Wünschen entsprach, so hüteten wir uns doch wohl, Einwendungen zu machen; wir gehorchten. Dürfte man überhaupt jemals das für wahr halten, was man seinem Könige Übles nachsagen hört, Herr, es hätte blos von uns abgehangen zu glauben, daß diese beiden Frauen, von denen die eine die Vallière, *) die andere die Montespan *) genannt wurde, Mätressen des Königs gewesen, der einen Vorwand gefunden habe sich ihrer zu entledigen, nachdem an ihre Stelle ein junges Mädchen getreten, welche bereits von Böswilligen den Namen Fontange*) erhalten hatte. Wir reisten ab; die beiden Markisinnen marschirten mit ihrem Sack auf dem Rücken ebenso gut wie wir. Die Reise dauerte nicht lange; am fünften Tage Morgens um sieben Uhr waren wir in Sitzung auf dem Pont-Neuf, wo wir unserm großen Prinzip gemäß keinen Vorübergehenden losließen, bevor er uns neunmal abgewiesen hatte.

Denselben Tag begaben wir uns in den Mirakelhof. Was der König gesagt hatte, war nur allzuwahr. Der Hof war in Aufstand unter Anführung eines neu gebackenen Königs Pétaud, der stets das Maul voll hatte von den Worten: Ich bin einer von den dreizehn Armen, denen Ludwig der Große am grünen Donnerstag die Füße gewaschen hat. Der Mirakelhof, ein großes, hölzernes, von Koth zusammengehaltenes Gebäude, das im Sumpfviertel gelegen ist, bot in diesem Augenblick den Anblick einer großen Pétaudière **) von sechstausend Armen dar. Man weigerte sich, uns

*) Bekanntlich Mätressen Ludwigs XIV.

**) Pétaudière oder: la cour du roi Pétaud heißt sprüchwörtlich ein Ort, wo alles drunter und drüber geht, wo jeder Herr sein will.

anzuerkennen; von allen Seiten hieß es: „Nicht einen Stüber Abgaben werden wir bezahlen“. Die Gemäßigtsten verstanden sich dazu uns einige Prisen Tabak zu geben. Der Mirakelhof von Passy dicht bei Paris war auch eine kleine Pétaudière; hier stand ein einäugiger Bursche an der Spitze, dem der Erzbischof die Füße gewaschen hatte.

Nachdem wir uns zu Paris einige Zeit aufgehalten, besuchten wir den Mirakelhof von Rouen; dieselbe Unordnung. Zu Rheims und Lyon war das Ansehen unsres Königs ebenso tief gesunken. Wir waren auf dem Wege nach Bordeaux, als wir wider Erwarten den Hof in der Nähe von Briare trafen. Unser Bericht hat den König so aufgebracht, daß er sich anschickt, mit seinen Rittern und Edelleuten zunächst nach Bordeaux, dann nach Lyon, darauf nach Rouen zu marschiren und von da mit seiner gesammten Streitmacht auf Paris loszugehen. Nichts kann ihn aufhalten.

Nach diesen Worten verbeugten sich die beiden Bettler und hielten mir ihren Hut hin: tapfre Streiter, sagte ich zu ihnen, indem ich eine Handvoll Münze hineinwarf, da habt ihr etwas für die Kriegskosten.

---

## Humanismus. — Kommunismus.

Das humanistische Prinzip wird nicht anders die Welt durchdringen können, als wenn es zum Kommunismus fortgehet; der Humanist muß Kommunist, der Theoretiker muß Practiker werden, wenn die Welt humanistisch werden soll. Aber so einfach und auf flacher Hand liegend dieser Satz ist, so giebt es dennoch der Humanisten nicht wenige, welche vermittelst des humanistischen Prinzips allein die Welt zu erobern gedenken, welche von der Praxis, vom Kommnismus nichts wissen wollen. — Wenige Worte werden den Beweis liefern, daß der Humanismus nicht ohne Kommunismus sich durchsetzen kann. —

Deutschland ist die Wiege des Humanismus, wie Frankreich die Wiege des Kommunismus, Deutschland ist das Land der Philosophie, der Theorie, wie Frankreich das Land der That, des Handelns. Während Frankreich handelte, während es sich in seiner großen Revolution, dem ersten Aufjauchzen des Menschengeistes, von dem mittelalterlichen Barbarenthume los machte, that Deutschland nichts, aber es dachte. Deutschland, dies Land der großen „Träumer“, hat von jeher im Himmel der Theorie geschwelgt: Die Fortschritte, die es gemacht hat, die Dinge, die es errungen hat, sind wesentlich theoretischer Natur. Die Reformation, *) die Literatur, die

*) Thomas Münzer und die Bewegungsmänner jener Zeit waren praktisch genug und es war nicht ihre Schuld, daß die Konsequenzen der theoretischen Reformation nicht für das praktische Leben gezogen wurden. D. Red.

Philosophie — also Fragen der Theorie waren es, um welche es sich bei uns gehandelt hat. Der Humanismus, der durch die Auflösung der Theologie und Philosophie zur Welt kam, bildet den Schluß unserer **theoretischen** Entwicklung. Von jetzt an kann es sich nicht mehr um eine Vermittlung von Gegensätzen handeln — von jetzt an ist der **Mensch** das Prinzip! Nach jahrhundertlangem Kampfe ist der Mensch hindurch gedrungen durch Vorurtheile und Aberglauben aller Art, er ist geistesfrei, er erkennt keine andere Autorität, kein anderes Wesen, keinen anderen Geist, als sich selbst, als das menschliche Wesen, als den menschlichen Geist, und diese Wahrheit wird — Fleisch werden. Aber so wenig wir dieselbe bestreiten, so wenig können wir die Hindernisse, die dem Humanismus im Wege stehen, wegleugnen, die in der That so groß sind, daß eine Durchsetzung des Humanismus auf theoretische Weise zu den Unmöglichkeiten gehört. — Blicken wir um uns, so werden wir den krassesten Aberglauben, trotz dem daß er theoretisch ein für allemal besiegt ist, in schönster Blüthe antreffen. Hier ist es ein alter Rock, dort ein bestrichenes Stück Holz, welches die Gläubigen anzieht. Wie vor zwei Jahren Schaar auf Schaar gen Trier zog, um der Ausstellung des heiligen Rockes mitanzuwohnen und zugleich von der Absolution zu profitiren, so geht jetzt, wie uns die Zeitungen melden, der Zug nach Aachen, um ich weiß nicht welch' religiöses *spectaculum* mitanzusehen. Ob dieser Verdumpfung und Versumpfung des Volkes schreien die „liberalen“ Zeitungen Zeter über Zeter, sie schütteln den Kopf und wissen nicht zu erklären, wie man in unserm Jahrhunderte, der Zeit der Civilisation und der Aufklärung, zu einem Rocke oder zu einer Mutter Gottes wallfahrten könne oder wie man überhaupt noch wallfahrten könne. **Das** Volk muß allerdings ein rohes, ein verdumpftes sein, welches von einer Prozession oder dergleichen „Übungen“ irgend einen Nutzen für sein Glück und seine Wohlfahrt erwartet, aber diese Erscheinung zu erklären ist denn doch nicht so schwer, wie jene Zeitungen vermeinen. — Wer sind denn die Wallfahrer? Sind es etwa die Reichen und Wohlhabenden? — Nein — diese denken sehr wenig an den „Gott des Himmels“ aber desto mehr an den Gott der Erde — sie verschieben ihre Seligkeit nicht auf den Himmel, sondern suchen schon hier selig zu werden, — sie kümmern sich wenig um das Himmelreich, desto mehr aber um das Reich des Mammons — sie brauchen sich aber auch nicht allzu ängstlich um derartige Himmelsfragen zu bekümmern, weil sie schon hier so zu sagen den Himmel auf Erden haben. Die Reichen sind schlechte Christen und wenn wir unter den Schaaren der Wallfahrer hin und wieder ein Geschöpf Gottes, das über eine Million commandirt, erblicken, so ist es wahrlich nicht ein wirkliches Interesse, das dasselbe zur Theilnahme an solchen „Übungen“ bewogen hat, sondern Scheinheiligkeit und Heuchelei, auch wol Herrschgier

im besten Falle. — Wenn nicht die Reichen die Wallfahrer sind, wer sind sie denn? — Der Proletarier, der Arme oder wie man sonst sagte, der liebe Pöbel ist es, der seinen Wanderstab ergreift, der seine paar Pfennige zusammensucht, um sein Herzensbedürfniß durch eine Wallfahrt gen Aachen oder Telgte zu befriedigen, oder um an einem Missionsfeste eine Mucker-predigt mit anzuhören und mit seinen Brüdern in Christo „einträchtiglich" zu beten. Und wie sollte es auch anders? Denn der Arme, der nichts hat, was er sein nennen kann auf dem weiten Erdenrund, der Hunger und Kummer leidet in einer Welt des Überflusses; der Proletarier, der um sein tägliches Brod kämpft und ringt, — diese von der übrigen menschlichen Gesellschaft, so zu sagen, ausgestoßenen modernen Heloten bedürfen des Aberglaubens, der Täuschung, des imaginären Trostes. Die wirkliche Welt bietet ihnen ja nichts als Elend und Entbehrung, ihnen ist dieselbe, technisch ausgedrückt, ein Jammerthal: — daher müssen sie ihre Sehnsucht und ihre Wünsche, deren Befriedigung gegenwärtig unmöglich ist, in eine andere Welt, in das „Jenseits" übertragen, sie müssen, weil sie sonst der Verzweiflung zum Opfer fielen, glauben, daß es eine bessere Welt gebe, in der sie für alle hier erduldete Noth und Qual reichlichen Ersatz erhalten werden. „Wer würde den Unglücklichen trösten, wenn es keinen „Gott" gebe?" ruft Robespierre aus und trifft damit den Nagel auf den Kopf. Der Gott ist das Einzige, was dem elenden Menschen nicht entrissen werden kann und er ist es, der den Menschen in Noth und Trübsal tröstet und aufrecht erhält. Versuche es einmal, Humanist, und rede dem Unglücklichen von Geistesfreiheit — der Unglückliche wird, wenn du auch alle Vorurtheile und Lügen, die uns von unsern Vätern her überkommen, mit dem kritischen Sezirmesser in ein Nichts auflösest, seiner Vernunft nicht folgen, er wird seinem ängstlichen Gemüthe Recht geben und wird nach wie vor von seinen ihm so theuer gewordenen Lügen und Vorstellungen erfüllt bleiben. Beweise ihm mit schlagenden Gründen, daß des Menschen Bestimmung die Freiheit von aller Autorität, die Selbstbestimmung sei, — der Proletarier wird es nicht glauben, weil er sieht, daß er in unserm gesellschaftswidrigen Gesellschaftszustande eines Stützpunktes, einer Autorität bedarf — der Proletarier wird fortwährend bei dieser Autorität Trost suchen vor den Unbilden der Gesellschaft und wenn derselbe auch nicht wirklich in die Noth eingreift und dem leidenden Zustande ein Ende macht, wenn auch der Zustand des Proletariers derselbe bleibt, wenn er sich nach wie vor ausbeuten lassen muß, so lindert jener Trost doch immerhin und macht die Ketten, unter deren Last er seufzt, erträglich. —

Es ist eine Unmöglichkeit, daß der Humanismus den Ultramontanismus und Pietismus, die vorzüglich den Menschen verdumpft und versumpft haben, besiegen kann, so sehr er auch theoretisch ihnen überlegen ist. Der Hu-

manismus kann den Aberglauben von der Welt nicht verbannen, so lange die gesellschaftliche Noth existirt: denn sie ist die hauptsächlichste Quelle und Stütze jeglichen Abhängigkeitsgefühls. Der Humanismus kann die Menschheit nicht frei machen, wenn nicht das Proletariat aufgehoben wird, und das Proletariat kann nicht aufgehoben werden, wenn das Prinzip der heutigen Gesellschaft: die Vereinzelung nicht aufgehoben wird. — Denn das geben ja alle unsre Konservativen zu, daß eine Aufhebung des Proletariats, der Armuth unter den heutigen sozialen Voraussetzungen unmöglich ist. Will also der Humanismus Aussicht auf Erfolg haben, so muß er Kommunismus werden: der Humanist darf sich nicht auf den Kampf um Geistesfreiheit beschränken, er muß auch der materiellen Freiheit, der Befreiung von der drückenden Noth, von den unsittlichen Bedingungen in der Gesellschaft, die die Ausbildung des Geistes unmöglich machen, das Wort reden. Dann erst, wenn der Mensch von den Banden befreit ist, in welche ihn die sozialen Verhältnisse geschlagen haben, dann erst kann von wirklicher Freiheit des Menschen die Rede sein. Der reale Humanismus ist die menschliche Freiheit. Die politische Freiheit macht nicht so große Ansprüche; sie befreit nicht den Menschen; sie gibt nur dem Bürger allerlei Rechte, die übrigens für den Entwicklungsgang ebenfalls nothwendig sind. —. (X.)

---

## Beitrag zur Kenntniß des Instituts der Ehrengerichte.

Um die Standesehre der Offiziere zu wahren, sind besondere Verordnungen erlassen, und ein Institut mit ganz besondern richterlichen Funktionen, die Ehrengerichte, geschaffen. Für Subalternoffiziere bestehn die Ehrengerichte aus sämmtlichen Offizieren eines Regiments (einer Artillerie-Brigade), in der Regel desjenigen, zu welchem der Angeschuldigte gehört; für Stabsoffiziere aus sämmtlichen Stabsoffizieren, die zu einer Division gehören, oder im Bereich derselben in Garnison stehn; Generäle sind den Ehrengerichten nicht unterworfen. Als Zweck der Ehrengerichte gibt die darüber erlassene Verordnung an: Wahrung der gemeinsamen Ehre der Genossenschaft so wie der Ehre der Einzelnen, — —, Entfernung unwürdiger Glieder aus der Genossenschaft, „damit die Ehre des preußischen Offizierstandes in ihrer Reinheit erhalten, und der gute Ruf jedes Mitgliedes, so wie des Ganzen unbefleckt bleiben.“ Zur Beurtheilung der Ehrengerichte gehören: „alle Handlungen und Unterlassungen, welche nicht durch besondre Gesetze als strafbar bezeichnet, gleichwohl aber dem richtigen Ehrgefühl oder den Verhältnissen des Offizierstandes zuwider sind.“ Einige dieser Handlungen und Unterlassungen führt die Verordnung speziell an, darunter „eine

solche Lebensweise, die dem Rufe der Genossenschaft durch eine unrichtige Wahl des Umganges nachtheilig werden kann.“

Erkennen können die Ehrengerichte auf Freisprechung, Warnung, Entlassung aus dem Dienst und Entfernung aus dem Offizierstande. Jeder Offizier kann auf Ehrengericht gegen jeden andern, der dem Ehrengericht unterworfen ist, antragen. Alle Anträge gehn zunächst an den Ehrenrath, eine vom Offizierkorps gewählte Kommission von 3 Mitgliedern, zur Begutachtung. Die Entscheidung, ob ein Ehrengericht abgehalten werden soll, hängt lediglich vom Ermessen des Divisions-Kommandeurs (Artillerie-Inspektors) ab. Ein Rekurs gegen diese Entscheidung ist nicht zulässig. Die Untersuchung wird vom Ehrenrath geführt. Nach deren Beendigung muß der Angeschuldigte, wenn er sich vertheidigen will, innerhalb 14 Tagen seine Vertheidigungsschrift einreichen, die er selbst machen, oder durch einen ihm im Range mindestens gleichstehenden Offizier machen lassen kann. Dazu ist ihm die Einsicht der Akten in Gegenwart eines Mitgliedes vom Ehrenrath gestattet. Bei der Abstimmung sollen die Richter als Ehrenmänner, ohne Leidenschaft, nach Pflicht und Gewissen urtheilen. Um ein gültiges Urtheil zu fällen, müssen bei Subalternoffizier-Ehrengerichten $2/3$ der Abstimmenden dasselbe Votum (eines von den vier vorerwähnten) abgegeben haben. Ist das nicht geschehn, so kommt die Sache zur Entscheidung an das Stabsoffizier-Ehrengericht, welches an die erste Abstimmung durchaus nicht gebunden ist. Bei diesem entscheidet absolute, oder wenn eine solche nicht vorhanden, relative Majorität; also $1/4$ der Stimmen $+ 1$ kann entscheiden, da 4 verschiedene Vota vorkommen können. Alle ehrengerichtlichen Erkenntnisse werden dem König zur Bestätigung vorgelegt. Die Verhandlungen des Ehrenraths, des Ehrengerichts und der Ausfall des Urtheils sollen bis nach erfolgter Publikation geheim gehalten werden.

Eine andere Verordnung über das Verfahren bei Streitigkeiten und Beleidigungen zwischen Offizieren schreibt vor, daß von allen solchen Vorfällen stets dem Ehrenrath Anzeige gemacht werde, daß dieser, wenn es thunlich erscheint, eine Vermittlung versuchen, wenn das aber nicht angeht, oder nicht gelingt, die Sache an's Ehrengericht kommen soll. In diesem Fall kann das Ehrengericht erkennen, daß die Ehre der Betheiligten für nicht verletzt zu erachten, oder auf eine Rüge gegen einen oder beide Theile, auf Entlassung aus dem Dienste, oder endlich darauf, daß die Sache zur Beseitigung durch einen ehrengerichtlichen Spruch nicht geeignet sei (eine indirekte Hinweisung auf ein Duell). Nach abgehaltenem Ehrengericht steht es den Betheiligten frei, sich zu duelliren; nur müssen sie davon dem Ehrenrath Anzeige machen, der als Kampfrichter am Zweikampf theilnehmen, ihn regeln muß, und nach Gutdünken unterbrechen, oder beendigen darf. Strafe trifft die Duellanten auch bei einem solchen erlaubten Zwei-

kampf; sie kann jedoch unter Umständen sehr gering ausfallen. Für den unerlaubten Zweikampf, ohne den Weg des Ehrenraths und des Ehrengerichts, ist eine strenge Strafe festgesetzt; auch die Sekundanten werden in solchem Falle gestraft.

Das sind dem wesentlichen Inhalt nach die Verordnungen, die zum Schutz der Standesehre für Offiziere erlassen sind. In welcher Weise sie zur Anwendung kommen, wenigstens kommen können, darüber gibt die nachstehende kurze Beschreibung eines Prozesses Auskunft.

Im vorigen Herbst hatte der Artillerie-Leutnant **Anneke** in Minden im Auftrage eines wo anders wohnenden Freundes dem Leutnant J. einen Brief jenes Freundes übersandt, der sich auf eine Erzählung des Leutnant J. über eine Dame bezog. Der Inhalt des Briefes war dem Leutnant Anneke bekannt, da er ihm als Einlage offen zugeschickt worden, mit der Bitte, sich von der Richtigkeit des Faktums, auf welches er Bezug nahm, vor der Bestellung zu überzeugen. Nach Empfang des Briefes forderte der Leutnant J. den Leutnant Anneke, falls ihm der Inhalt des Briefes bekannt sei, auf, ihm Satisfaktion für denselben zu geben, weil der Schreiber am Schluß gesagt habe, er lasse sich, wenn vielleicht der Leutnant J. sich beleidigt fühlen sollte, auf Duellkindereien nicht ein. Der Leutnant A. lehnte die Forderung ab. Der Leutnant J. beantragte deshalb eine ehrengerichtliche Untersuchung gegen ihn. In seinem Antrage führte er auch an, daß die Dame und ein Herr M., welche in seiner Erzählung vorgekommen und mit dem Leutnant A. näher bekannt waren, „Kommunisten“ seien, daß ein Bruder jener Dame eine verbotene Zeitschrift redigirt habe, und sich in einer politischen Untersuchung befinde, daß der genannte Herr M. bei einem Toast auf den König in einem Wirthshause nicht habe mit aufstehen wollen, dazu genöthigt worden sei, und hinterher darüber, daß er doch mit aufgestanden, sein Bedauern ausgesprochen habe. Bei Gelegenheit einer Vernehmung erklärte der Leutnant J. später, der Leutnant A. habe in Minden einen Leseverein gestiftet, für den er nur liberale, verbotene, staatsfeindliche, ja auflösende Schriften angeschafft habe; auf Vorstellungen, daß es den Verhältnissen des Offizierstandes zuwider sei, solche Bücher zu lesen, habe er nicht eingehn wollen.

Der Leutnant A. war nach Münster versetzt worden. Hier wurde er sofort vom Ehrenrath aufgefordert, sich bis zur Erledigung der gegen ihn erhobenen Anklage vom Dienst zurückzuziehn. Nach seiner entschiedenen Weigerung, darauf einzugehn, beantragte der Ehrenrath, ihn vom Dienst zu suspendiren, „um auch den leisesten Mißdeutungen über die Ehre des Offizierkorps als Standesgenossenschaft vorzubeugen.“ Die Suspension wurde verfügt. Zu den ehrengerichtlichen Akten wurde noch ein Bericht des Auditör M. und ein andrer des Oberst-Leutnant v. d. H. hinzugenommen.

Jener war aufgefordert worden, sich zu verantworten in Betreff eines Vorfalls zwischen ihm und dem Leutnant A. in Minden, dieser, sich zu erklären in Betreff einiger verletzenden Äußerungen, die er über den Leutnant A. gethan haben sollte, und wegen deren derselbe eine ehrengerichtliche Untersuchung gegen ihn beantragt hatte. In dem Bericht des Auditör M. kommt Folgendes vor: „Ich äußerte meine Besorgniß über die immer mehr verschwindende Achtung vor Königthum, Vaterland und Religion, behauptete, daß dieses Erlöschen jeglicher Pietät, und dieser Geist der Verhöhnung dessen, was zu empfinden man nicht mehr stark genug sei, nicht allein jede Ritterlichkeit und Tapferkeit, sondern auch endlich die Achtung vor sich selbst auflösen müsse, und daß wir auf dem besten Wege seien, vor lauter materieller Kultur in einen Zustand geistiger und sittlicher Barbarei überzugehn. — Ich frug, was Blücher, Scharnhorst, Schenkendorff u. s. w. zu so Manchem, was jetzt vorfiele, sagen würden, und erwähnte dann, daß nicht allein einige frevelhafte Burschen in Bielefeld die Schlacht von Jena gefeiert, sondern daß sogar kaum eine tadelnde Stimme über diese Ehrlosigkeit laut geworden sei. — — Der Herr Leutnant A. kann in der That nicht verlangen, daß ich ein Gespräch, in welchem ich Ansichten entwickelte, die vielleicht nicht die seinigen waren, seinetwegen abbrechen, oder bei meinen in der Lebhaftigkeit des Gesprächs vorgebrachten Beweisführungen sorgfältig erwägen sollte, in wie fern vielleicht seine, oder seiner Freunde Ansichten und Verhältnisse dadurch berührt sein möchten. So ist es denn namentlich richtig, daß die von mir getadelte Feier der Schlacht von Jena von dem nächsten Umgangskreis des M., der, wie aus des Leutnant A. Bericht hervorgeht, dessen Freund ist, gefeiert wurde.“

Aus dem Bericht des Oberstleutnant v. d. H. heben wir nur einige Stellen aus: „Der Leutnant A. ist mir nicht nur durch den Ruf, sondern auch durch meine vorgesetzte Behörde als den kommunistischen Ideen entschieden anhängend bezeichnet worden. Derselbe ist einige Mal inkognito von Minden hier gewesen, und hat mit denjenigen Leuten, welche hierorts die bekannte kommunistische Klikke bilden, zum Ärgerniß des hiesigen Offizierkorps verkehrt. — — Meine hiesige Stellung gebot mir unbedingt, dem kecken Auftreten jener Menschen um so mehr entgegen zu treten, als ihr verderblicher Einfluß auf junge Leute des Bataillons sich bereits zu äußern anfing. — — Durch das diesseitige Offizierkorps ist mir ebenfalls die förmliche Anzeige von der Sinnesweise, und, mit größter Entrüstung, von dem vertrauten Umgange des Leutnant A. mit den hiesigen Kommunisten gemacht, und dabei der Wunsch ausgedrückt worden, daß der jüngere Theil der Kameraden, welcher vielleicht noch nicht ganz fest in den Standesgrundsätzen sei, vor einem engern Umgang mit ihm bewahrt werden möchte.“

Diese verschiedenen, mehr oder weniger offenen Andeutungen in den

Berichten des Leutnant J., des Auditör M. und des Oberstleutnant v. d. H. über die Gesinnungen des Leutnant A. und seinen Umgang mit Kommunisten wurden Veranlassung, daß die ehrengerichtliche Untersuchung gegen ihn, die zunächst seine Angelegenheit mit dem Leutnant J. betraf, auch auf jene Punkte ausgedehnt wurde. Den Gang der Untersuchung darzustellen, würde hier zu weit führen. Erwähnen wollen wir nur, daß in Bezug auf die letzte Anklage unter Anderem nach allen Personen, mit denen der Leutnant A. in Bielefeld und Gegend verkehrt habe, nach deren Gesinnungen, und wie oft und wie lange er dort gewesen sei, gefragt wurde. Der Oberstleutnant v. d. H., der Oberst M. und der Ehrenrath des Füsilier-Bataillons vom 15. Regiment wurden noch zu Erklärungen über die Gesinnungen des Leutnant A. und über die Namen der Kommunisten aufgefordert.

In seiner Vertheidigungsschrift zeigte der Leutnant A., daß der Brief an den Leutnant J. keineswegs unbedingt beleidigend für diesen sei, sondern nur dann, wenn er Erfinder oder absichtlicher Verbreiter der von ihm erzählten verläumderischen Geschichte wäre; daß die beste und einzige Satisfakzion, die ihn von allem Vorwurf reinigen konnte, die sofortige Angabe der Quelle seiner Geschichte war; daß, wenn er sich für unbedingt beleidigt hielt, er von dem Schreiber des Briefes, wenn auch nicht auf dem Wege des Duells, doch auf dem Wege der gerichtlichen oder ehrengerichtlichen (der Schreiber des Briefs war Leutnant gewesen, und dem Ehrengericht noch unterworfen) Klage sich Genugthuung verschaffen konnte. Der Leutnant A. sprach sich ferner über das Duell dahin aus, er halte es nur dann für gerechtfertigt, wenn jetzt noch herrschende Standesvorurtheile es unerläßlich machten; es auf solche Fälle einzuschränken, dazu seien die ehrengerichtlichen Verordnungen mit da; der Leutnant J. habe nicht diesen Verordnungen gemäß gehandelt, indem er unmittelbar von ihm Satisfakzion gefordert, ohne sich vorher an den Ehrenrath zu wenden. In Bezug auf die „kommunistischen Gesinnungen" machte die Vertheidigungsschrift darauf aufmerksam, daß in den ehrengerichtlichen Verordnungen Gesinnungen als der ehrengerichtlichen Beurtheilung unterworfen nicht aufgeführt seien, sondern nur Handlungen und Unterlassungen. Was den Umgang mit Kommunisten betraf, so wies die Vertheidigung nach, wie alle diesen „Kommunisten" gemachten Vorwürfe in einigen ganz falsch dargestellten Fakten, außerdem aber in lauter sich immer wiederholenden inhaltleeren Frasen beständen, wie z. B., sie seien Kommunisten, würden allgemein als Sozialisten und Kommunisten bezeichnet, träten keck auf, machten aus ihren Gesinnungen kein Hehl, gehörten zu der bekannten kommunistischen Klikke u. s. w. Um diesen Redensarten gegenüber dem Ehrengericht ein richtigeres Bild von den Kommunisten zu geben, hatte der Leutnant A. der Vertheidigung mehre Bücher, das westfälische Dampfboot, zwei Jahrgänge des Buchs „dies Buch

gehört dem Volke", und ein Heft vom Gesellschaftsspiegel beigelegt, und daraus einige Aufsätze als integrirenden Theil der Vertheidigung citirt. Ausführlicheres hierüber wird die wahrscheinlich in Kurzem erscheinende vollständige Beschreibung des Prozesses enthalten, die außerdem noch Manches von Interesse bringen wird.

Bei dem von der 7. Artillerie=Brigade abgehaltenen Ehrengericht haben von 66 Abstimmenden 30 auf Freisprechung, 18 auf Warnung, 18 auf Entlassung aus dem Dienst erkannt. In Wesel, wo der Lieutnant A. früher lange in Garnison gestanden hatte, hatten fast Alle freigesprochen, in Münster die Meisten für Entlassung gestimmt. Das Ehrengericht der Stabsoffiziere, dem jetzt nach dem Gesetz die Sache überwiesen wurde, sprach sich mit 27 Stimmen gegen 3 (wovon 2 auf Warnung, 1 auf Entfernung aus dem Offizierstande erkannt hatte) für "Entlassung aus dem Dienst" aus. Die Gründe waren ungefähr folgende:

"Der Brief an den Lieutnant J., den der Lieutnant A. zwar nur bedingungsweis beleidigend nennt, war unbedingt beleidigend. A. durfte schon einen Brief, der das Duell als Kinderei bezeichnet, gar nicht besorgen, mußte aber dann wenigstens dafür einstehn. Sein ganzes Verhalten in der Sache, und seine Persönlichkeit beweisen übrigens, daß sein Handeln nicht etwa aus niederer Gesinnung oder Feigheit, sondern nur aus den Zeitideen, denen er sich ergeben, entsprungen ist. Seine entschieden ausgesprochenen Ansichten über das Duell, das er ein Standesvorurtheil u. s. w. nennt, steht mit dem Offizierstande, zu dessen Grundpfeilern das Duell gehört, ohne welches das Verhältniß gegenseitiger Achtung nicht bestehn kann, in grellem Widerspruch. Durch den von ihm in Minden gestifteten Leseverein hat der Lieutnant A. augenscheinlich auf jüngere Offiziere einwirken wollen, wozu ihn seine sonstigen Eigenschaften, eine gute wissenschaftliche Bildung, tadellose moralische Führung, ein entschiedner und fester Charakter, besonders befähigen. Der Lieutnant A. vertheidigt die zu den Kommunisten zählenden Personen seines Umgangs und ihre Handlungen mit einem Eifer, der über das Maaß hinausgeht, welches von einem Ehrenmanne verlangt werden kann. Er tritt in seiner Vertheidigung mit einer Wärme für die Ansichten der Kommunisten auf, daß man ihn fast den Advokaten des Kommunismus nennen könnte. Mit mehren der bekanntesten Kommunisten, M., W., hat er genauen Umgang gehabt. Es ist nicht anzunehmen, daß er bei seiner Bildungsstufe über die Bestrebungen der Kommunisten sich hätte täuschen lassen, und dieselben blos als auf die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse gerichtet ansehn können. Es mußte ihm bekannt sein, daß sie eine gänzliche Umgestaltung der sozialen Verhältnisse bezwecken, die ohne Umsturz des bestehenden Staats und der Kirche nicht möglich ist; daß sie diese Umgestaltung erreichen wollen, indem sie den Proletarier befähigen,

sich selbst zu helfen, welche Hülfe nur auf revolutionärem Wege erfolgen kann. Es mußte ihm auch bekannt sein, daß diese Zwecke der Kommunisten den Absichten des Königs, dem er Treue geschworen, direkt zuwiderlaufen. Er hat also eigentlich schon freiwillig den Offizierstand verlassen, da er nicht mehr auf dessen Basis steht, und es mußte deshalb auch auf Entlassung aus dem Dienst erkannt werden.“

Unmittelbar an diesen Prozeß knüpfen sich noch einige Folgen, die erwähnenswerth sind. Den Offizieren der 7. Artillerie-Brigade wurde es von ihrem Kommandör zur Pflicht gemacht, über Staatsverhältnisse und Regierungsmaßregeln nicht zu sprechen, besonders aber sich alles öffentlichen Tadels von Regierungsmaßregeln zu enthalten; es wurde ihnen zur Pflicht gemacht, sich gegenseitig auf's Genaueste darin zu überwachen. Kurz nach der Entlassung des Leutnant A. ertheilte der Brigadier der 7. Artillerie-Brigade den in Münster stehenden Offizieren dieses Truppentheils Befehl, jeden öffentlichen Umgang mit dem Leutnant A. aufzugeben. Dieser wandte sich, sobald er das erfahren, in seiner Eigenschaft als Leutnant außer Diensten, an die vorgesetzte Behörde des Oberst v. Schlemmer, den Generalleutnant v. Scharnhorst, und beantragte bei demselben, er möge den Oberst v. S. veranlassen, auf eine entschiedene Weise seine Maßregel rückgängig zu machen. Der Generalleutnant v. S. erwiederte, er sei dazu außer Stande. Ein Offizier der 7. Artillerie-Brigade hatte sich an seinen Ehrenrath gewandt, diesen darauf aufmerksam gemacht, daß der Umgang der Offiziere, sofern er nicht passend erscheine, den Verordnungen gemäß Gegenstand des Ehrengerichts sei, aber nicht eines Dienstbefehls; er verwahre sich dagegen, ungehorsam zu erscheinen, wenn er den Umgang mit dem Leutnant A. fortsetze, und müsse es den Herrn anheimstellen, Ehrengericht über ihn zu halten. Der Ehrenrath wies ihn ab, ebenso der Generalleutnant v. S., an den er eine Beschwerde richtete; er wurde aber auf die Folgen des Ungehorsams aufmerksam gemacht. Dem Leutnant A. erklärten die ihm befreundeten Offiziere der 7. Artillerie-Brigade, eine ziemlich große Anzahl, sie würden sich durch Nichts bewegen lassen, ihre Freundschaft zu ihm irgendwie zu verläugnen.

Als der Leutnant A. noch im Dienst war, hatte ein Hauptmann vom 13. Infanterie-Regiment, einem Unteroffizier H. seiner Kompagnie, einjährigem Freiwilligen, dienstlich Vorwürfe über seinen Umgang mit dem Leutnant A. gemacht, und dabei die Worte gebraucht: „Glauben Sie, daß Sie sich durch den Umgang mit einem solchen Manne empfehlen?“ Der Unteroffizier H. theilte das seinem Freunde, dem Leutnant A., mit, und dieser beantragte gegen den Hauptmann eine ehrengerichtliche Untersuchung. Der Generalleutnant v. Tietzen und Henning, die entscheidende Behörde, lehnte den Antrag ab, und bestrafte den Unteroffizier H. wegen „Taktlosigkeit und Mißbrauch des ihm bewiesenen Vertrauens“

mit einem 3tägigen Mittelarrest. Taktlos, weil er einem Freunde eine beleidigende Äußerung mittheilte; arretirt, weil er in einem dienstlichen Verweise keinen Ausbruch des Vertrauens zu entdecken vermochte!!

Vor Kurzem hielt ein höherer Offizier an die Offiziere und einjährigen Freiwilligen seiner Division eine Anrede, um sie vor dem Kommunismus zu warnen. „Einige Vorfälle der letzten Zeit", so etwa lauteten seine Worte, „geben mir Veranlassung, ein ernstes Wort zu Ihnen zu sprechen. Es gibt Menschen, die darauf ausgehn, junge Leute zu verführen, in ihre Herzen Gift zu streuen. Vor solchen Elenden muß ich besonders Sie, die Freiwilligen, warnen, deren Bestimmung es ist, Landwehr-Offiziere zu werden. Wissen Sie, was es heißt, Sozialist und Kommunist sein? Es heißt, den erhabnen Interessen Sr. Majestät des Königs den Rücken wenden. Der Kommunismus ist eine Pestbeule; er wird gepredigt von geistreichen, aber nicht klugen Leuten; darum ist er gefährlich. Der Kommunismus will Alles gleich machen. Sengen, rauben, brennen, morden, dem ruhigen Bürger sein wohlerworbenes Eigenthum nehmen und vertheilen, — alle diese Mittel sind ihm heilig. — Unser Stand ist eine Abnormität; bei uns muß Jeder mackellos sein. Drum mache ich es allen Vorgesetzten zur strengsten Pflicht, den Umgang und die Gesinnungen ihrer Untergebnen zu überwachen. Die Offiziere mache ich darauf aufmerksam, daß sie Keinem das Qualifikationsattest zum Landwehr-Offizier ausstellen, der sich kommunistischer Gesinnungen verdächtig gemacht hat, oder mit Leuten umgeht, die solche Gesinnungen haben."

Als Kuriosum schließt sich hieran noch eine Rede eines Hauptmanns an die Freiwilligen seiner Kompagnie. Er hebt die hohe Ehre hervor, die ihnen durch die an sie gerichteten Worte des Generals im Kreise der Offiziere widerfahren sei, und fährt dann fort: „Ich habe nur hinzuzufügen, daß ich Sie einfach auf die Kriegsartikel verweise, welche sich darüber aussprechen, wie ein Königl. Preußischer Soldat denken und handeln muß. Das hört nicht etwa mit dem rothen Kragen auf, sondern nur mit dem letzten Athemzuge; denn mit Leib und Seele gehören wir nur Sr. Majestät, dem Könige. Wenn wir anders denken, so haben wir die Treue gebrochen, welche wir ihm schuldig sind, und wir sind die elendesten Menschen, und verdienen nicht, Sr. Majestät Unterthanen zu heißen. Sollte ich jemals erfahren, daß Einer von Ihnen andere Ideen im Kopfe hat, so wird er in mir den Mann finden, der ihm solche Ideen wegzuschaffen versteht. Übrigens ist es lächerlich, sich gegen die weisen Einrichtungen Sr. Majestät aufzulehnen; solche Ideen entspringen auch nur dummen Rotzlöffeln, einfältigen Blagen, denen man 50 hinten aufzählen müßte. Wenn sie mal 50 Jahr auf dem Nacken haben, dann kommen sie erst zur Einsicht. Mir passirt es auch wohl mal, aber nur des Nachts, daß ich

darüber nachdenke, es könnte Etwas wohl anders sein, was die höhern Vorgesetzten angeordnet haben, aber ich denke dann gleich, es muß doch wohl so recht sein, weil die es befohlen haben. Gestern habe ich erst erfahren, daß ein Soldat sich hiergegen vergehn konnte; allein was will denn so Einer? Er macht sich lächerlich; das ist Alles."

"Gegen einen Lieutenant vom Münster'schen Husarenregiment, schreibt die "Trier'sche Ztg.", ist jetzt ebenfalls eine ehrengerichtliche Untersuchung wegen Umgangs mit Kommunisten eingeleitet. Höchst auffallend muß es erscheinen, daß solche Sachen auf das Gebiet der "Ehre" hinübergezogen werden, die allenfalls vor Gericht gehören, wenn sie strafbar sind. Die s. g. "Kommunisten" mögen die anerkannt ehrenhaftesten Leute sein, an denen nicht der geringste Makel haftet: — die Offiziersehre kann trotzdem durch die Berührung mit ihnen verletzt werden. Diese "Offiziersehre" nimmt eine immer seltsamere Stellung der ganzen gebildeten Welt gegenüber ein. —.

---

Die "Trier'sche Ztg." berichtet noch Folgendes über eine Angelegenheit, in welche mehrere Offiziere des Reserve-Bataillons, wahrscheinlich Freunde Anneke's und Mitglieder des von ihm gestifteten Lesevereins, verwickelt waren.

**(Aus Westphalen,** 26. Aug.**)** In der vor ein paar Tagen mitgetheilten, für unsere Militärgeschichte so äußerst wichtigen Angelegenheit des Lieutenant Anneke tritt auch ein Auditeur Namens M. auf, der in jüngster Zeit zu einer förmlichen Revolution unter den Offizieren der Mindener Garnison Anlaß gewesen ist. Wie nämlich schon aus der Anneke'schen Geschichte hervorgeht, übte dieser Herr M. auf mehrere Offiziere, namentlich vom 15. Infanterie-Regiment, den entschiedensten Einfluß aus und stand zu diesen in einem nahen freundschaftlichen Verhältnisse. Als daher vor einigen Wochen sein Abgang nach Danzig, wohin er einen Ruf als Garnison-Auditeur erhalten hatte, nahe bevorstand und ihm zu Ehren ein Festmahl gegeben wurde, nahmen daran vorzüglich zahlreich die Offiziere der Garnison Theil. Mehrere Offiziere vom Reserve-Bataillon äußerten hierüber Tags nachher offen ihre Mißbilligung, da sie der Ansicht waren, daß das Privatleben des Herrn M. jeden Offizier von dem Umgange mit diesem abhalten müsse. Da sie seitens ihrer Vorgesetzten eine heftige Opposition und Zurechtweisung fanden, so sahen sie sich mit Recht veranlaßt, einen ehrengerichtlichen Spruch darüber zu verlangen, ob Herr M. ein würdiger Umgang für einen Offizier sei. Zugleich erboten sie sich zu dem Beweise, daß der rc. M. wegen seines höchst unsittlichen Lebenswandels bei den Bürgern von Minden in allgemeinem Mißcredit stehe. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß ein Offizier nach den ehrengerichtlichen Be-

stimmungen pflichtgemäß darauf zu sehen hat, ob einer seiner Kammeraden einen unpassenden Umgang hat. Trotz dessen ward seitens des Divisions-Commandeurs zu Münster, dem hierüber die Entscheidung in letzter Instanz zusteht, die Einleitung eines ehrengerichtlichen Verfahrens für überflüssig gehalten. Die Offiziere des Reserve-Bataillons beruhigten sich hierbei jedoch nicht, sondern erklärten dem Ehrenrathe, daß sie alsdann das kameradschaftliche Verhältniß zu den Offizieren, welche an dem M.'schen Festmahle Theil genommen, für aufgelöst hielten, wegen dieser Erklärung sich aber nur dann auf ein Duell einlassen würden, wenn man ihnen beweise, daß ihre Behauptungen über M. Verleumdungen seien. Das setzte natürlich böses Blut ab und als nun vollends in der „Aachener Zeitung" ein Correspondenz-Artikel aus Minden erschien, der eine oberflächliche Andeutung der Folgen des M.'schen Festessens enthielt, schickten M. und mehrere von dessen Freunden den betreffenden Offizieren des Reserve-Bataillons Forderungen zu, welche von diesen aber abgelehnt wurden, da M. nicht satisfactionsfähig sei und sie von ihren Kameraden erst den Beweis der Verleumdungen erwarteten. Kaum hatte der Divisions-Commandeur diesen Verlauf der Zwistigkeiten erfahren, als er vier Offizieren des Reserve-Bataillons unter dem 18. d. M. den Befehl zugehen ließ, binnen 24 Stunden Minden zu verlassen und zu ihren betreffenden Regimentern in Wesel zurückzukehren. Unterdessen hatten es sich mehrere Offiziere des 15. Infanterie-Regiments an offener Offizierstafel beigehen lassen, der Offiziere des Reserve-Bataillons in beschimpfender Weise zu erwähnen. Diese beantragten nun wiederholt Ehrengericht wegen dieser ihnen zugefügten Beleidigungen und in Folge dieses Antrags sind vor ein paar Tagen drei Offiziere des 15. Regiments vom Dienste suspendirt worden. So entwickeln sich jetzt in der Militärgeschichte Westphalens Ereignisse, deren Zusammenhang mit den Ideen der Zeit für den mit den Verhältnissen näher Vertrauten einleuchtet.

So weit die „Trier'sche Zeitung." Zugleich wird jetzt auch bekannt, daß den Offizieren eine Ordre publizirt wurde, durch welche sie vor den kommunistischen und sozialen Ideen gewarnt werden. Prinz Adalbert, der Chef der Artillerie, soll sich zu Wesel in einer Rede an die Offiziere der 7. Brigade, der Anneke angehörte, ebenfalls darüber ausgesprochen haben. —.

---

## Weltbegebenheiten.

### September.

**Preußen.** Über die Vorgänge in Köln sind jetzt einige Aktenstücke erschienen, aus denen wir die schlagendsten Stellen hervorheben; ein von den Ministern von Boyen, von Bodelschwingh und Ruppenthal

unterzeichnetes Manifest, die Immediat-Vorstellung des Stadtrathes und die Antwort des Königs auf dieselbe. Das Minesterial-Reskript rechtfertigt zuerst „die durch die Umstände gebotene Entfaltung der Militairmacht am zweiten Abend (4. Aug.); das Militair wäre berechtigt gewesen, den Angriffen der Masse sofort durch den Gebrauch der Schußwaffen zu begegnen laut Allerhöchster Verordnung vom 17. Aug. 1835. Die Truppen wären trotz aller Angriffe nicht aus einer volle Anerkennung verdienenden besonnenen Haltung gebracht und die Schuld der Verwundungen, welche bei dem gesetzlichen Gebrauch der Waffengewalt eingetreten sind, fiele lediglich auf diejenigen zurück, welche zu der letzteren gezwungen haben. Ob, wie behaubtet worden, wofür aber noch keine Beweise vorlägen, einzelne Militairpersonen fern vom Orte des Tumults ohne Veranlassung und ohne Autorisation durch einen Befehl zu Thätlichkeiten geschritten seien, würde die durch eine gemischte Kommission eingeleitete Untersuchung ergeben. Der in der Berathung des Kommandanten, des Polizei-Direktors, des Oberbürgermeisters und mehrerer Bürger gemachte Vorschlag, das Militair am Sonntage bei der Nachfeier der Kirmeß in der Kaserne zurückzuhalten, sei, wie die Errichtung einer bewaffneten Bürgergarde von dem Kommandanten entschieden zurückgewiesen. Das Anerbieten der Bürger, dem Volke beruhigend zuzureden, sei gern angenommen. Dagegen sei von einer Organisation einer Bürgerwache keine Rede gewesen und sobald man amtlich von derselben Kunde erhalten habe, sei sie gemißbilligt und sofort zur Auflösung Anweisung ertheilt, die jedoch in Köln erst eingetroffen sei, als die Organisation mit ihrer Veranlassung von selbst aufgehört hatte.“ „Diese nicht ausdrücklich genehmigte Organisation, sagt das Manifest, hat der Sache den falschen und böswillig ausgebeuteten Schein gegeben, als hätten die Behörden sich der Sorge für die Ruhe der Stadt enthoben und solche den Bürgern überlassen.“ „Daß die Bürger die Wachtposten begleitet hätten, in der guten Absicht, bei etwaigen Ungebührlichkeiten der Menge begütigend einzuschreiten, sei vom Kommandanten, sobald er es erfahren, untersagt, und der Offizier, welcher von dieser Ungebühr die rechtzeitige Meldung unterlassen habe, mit Arrest bestraft. Die s. g. Untersuchungs-Kommission, welche gegen Art. 258 des Strafrechts durch eigenmächtige Vernehmung von Zeugen den Behörden vorgegriffen hätte, sei aufgelös't und ihre Papiere mit Beschlag belegt.“ Man spricht davon, es solle eine Untersuchung gegen die Mitglieder derselben eingeleitet werden; bis jetzt ist das aber nicht geschehen und man sollte meinen, dieselbe hätte vor der Beschlagnahme der Papiere angemeldet werden müssen. Nur gegen Advokat-Anwalt Borchardt ist wegen seiner Mittheilungen über die Ereignisse im „Frankf. Journ.“ eine Kriminaluntersuchung eingeleitet. „Allen denen, schließt das Manifest, welche in der Besprechung dieser Vorgänge kein Wort für das schwere Verbrechen des Angriffs auf die Obrigkeit und die bewaffnete Macht gefunden, die schonende Haltung des Befehlshabers der Truppen aber verkannt und die letzteren verläumdet haben, geben wir schließlich zu erwägen, daß eine schwere Verantwortlichkeit auf sie fallen würde, wenn die Wiederholung solcher Erfahrungen in künftigen Fällen die am 4. Aug. bewiesene Nachsicht unmöglich machen und zum vollen Gebrauch derjenigen Mittel zwingen sollte, welche das Gesetz zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung darbietet.“ Eine durchaus verschiedene Auffassung der Ver-

anlassung dieser Vorfälle, welche das Ministerial=Reskript als „schweres Verbrechen und Angriff auf die Obrigkeit" bezeichnet und welche es nur dem Volke Schuld giebt, eine ganz verschiedene Beurtheilung des Verhaltens des Militairs gibt sich in der Immediat=Vorstellung des Stadtrathes kund. Schon vorher hatten mehrere Bürger gegen die Auflösung des Bürger=Komité's, welches den Thatbestand ermitteln wollte, so wie gegen den vom General=Prokurator Berghaus gebrauchten Ausdruck: „gesetzliche Gewalt zur Unterdrückung strafbaren Tumults" protestirt; diese „Gesetzlichkeit", meinten sie, sei noch durchaus nicht erwiesen. Der Stadtrath mißbilligt in seiner Adresse natürlich entschieden „die Schimpfreden, Steinwürfe und Schwärmer, durch welche die Polizei am ersten Abend (3. Aug.) von frechen, unbesonnenen Buben verhöhnt und mißhandelt sei. Der Abend des 4. Aug. entfaltete vor den Augen der erstaunten Bürgerschaft die Aufstellung einer bedeutenden Militairmacht auf dem Altenmarkte, welche bald nachher alle Zugänge zu diesem abschloß, was den Zufluß einer großen Menschenmasse in den nächst gelegenen und verkehrreichen Straßen und auch in dem dichten Gewühl die Erneuerung der am vorigen Tage stattgefundenen Excesse zur Folge hatte. Nur zu bald folgten die traurigen Wirkungen der Art und Weise, wie die dagegen ergriffenen Maaßregeln in Vollzug gesetzt wurden. Einzelne Abtheilungen der verschiedenen Waffengattungen durchzogen die engen Straßen und verfolgten mit einer noch zur Stunde von Niemanden begriffenen Hast und Gewaltsamkeit Alles, was von Menschen in denselben betroffen werden mochte, ohne Unterschied mit dem blanken Säbel, dem Bajonette und dem Flintenkolben zufahrend. Der bald nachher erfolgte Tod des Faßbindergesellen Statz, mehre sehr schwere Verwundungen und eine Unzahl Mißhandlungen an wehrlosen, einzeln ruhig ihren Weg verfolgenden Personen, so wie Angriffe auf Häuser und Eigenthum vieler Anderen liefern dazu die Belege." Der Stadtrath will weder der Untersuchung vorgreifen, noch Schuldige von der einen oder andern Seite bezeichnen oder in Schutz nehmen. Er spricht aber seine vollkomme= Überzeugung dahin aus, „daß, wenn in Folge gesetzwidriger Verhöhnung und Mißhandlung der Polizei die Herbeirufung und das Einschreiten der Militairgewalt gesetzlich begründet waren, letzteres doch am 4. August in einer Weise stattgefunden hat, welche sowohl im Vergleiche der an und für sich geringfügigen, mit keiner eigentlich verbrecherischen Absicht verbundenen Veranlassung, als der von der Polizei und dem Militair erduldeten Mißhandlung und der dem Gesetze und den polizeilichen Anordnungen gebührenden Handhabung und Genugthuung alles Maaß weit überschritten und dadurch Schrecken, Bekümmerniß und Aufregung unter den mit solchen Szenen unbekannten Einwohnern verbreitet habe." Besonders tadelt der Stadtrath, daß ihm die Entfaltung des Militairs, die Absperrung des Markts nicht angezeigt sei, damit er die Bürger davon habe unterrichten und warnen können; und „die vom Militair ergriffene, jedenfalls unglückliche Maaßregel, wonach einzelne Abtheilungen von Infanterie und Kavallerie nicht bloß am Markte und in den nächstgelegenen, sondern selbst in weit vom Schauplatze der Unruhen entfernten Straßen und Stadttheilen nicht allein zusammen stehende oder getriebene Menschenhaufen, sondern vereinzelte, ruhig ihres Weges gehende Bürger, selbst solche, die harmlos an ihren Hausthüren standen, mißhandelten." Der Stadtrath spricht schließlich

seinen Schmerz über die Vorfälle aus und bittet, „daß künftig, wo, wie im vorliegenden Falle, Zeit genug dazu vorhanden ist, die Bürgerschaft in Kenntniß von den außergewöhnlichen schärferen Maaßnahmen gesetzt und vor dem, was Seitens der Einwohner dabei zu vermeiden besonders Noth thue, gewarnt werden und daß, wo immer möglich, durch Besprechung der Behörden mit den städtischen Vertretern der Versuch friedlicher Einwirkung und Abwehr vorhergehen möge.“ Diese Eingabe fand keine gnädige Aufnahme; der König verwarf die Auffassung des Stadtrathes von den traurigen Ereignissen. Er tadelt es zuvörderst, daß der Stadtrath die Veranlassung derselben eine geringfügige nenne; die Auflehnung gegen die öffentliche Gewalt, hier die Verhöhnung der Polizei durch Muthwillige, sei immer ein schweres Verbrechen. Er erkenne also an, daß der Tumult durch Waffengewalt unterdrückt werden mußte. Die Truppen hätten im Allgemeinen die lobenswertheste Ruhe und Mäßigung bewiesen, wofür er ihnen seine Zufriedenheit zu erkennen gegeben habe. Sollten jedoch, wie in der Eingabe behaubtet, aber bis dahin nicht erwiesen sei, selbst in weit vom Schauplatz der Unruhen entlegenen Straßen friedliche Bürger mißhandelt oder irgendwo ähnliche Excesse von einzelnen Soldaten verübt sein, so würden die Schuldigen nach der Strenge der Militairgesetze gestraft werden. Die Organisirung der Bürgerwache müsse um so mehr mißbilligt werden, als dadurch die Meinung begründet werden könnte, als hätten die Behörden, nachdem sie einmal gewaltsam eingeschritten, die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung den Bürgern überlassen, während es des Königs ernster Wille sei, daß selbst der Schein einer solchen Schwäche vermieden werde. Die versäumte Mittheilung von der Aufstellung des Militairs an die Stadtbehörden finde darin ihre Entschuldigung, daß man voraussetzen konnte, einmal, es werde jene Aufstellung allen weiteren Excessen vorbeugen, und anderntheils, die Vorgänge seien dem Oberbürgermeister nicht unbekannt geblieben. Übrigens sollten künftig, wenn es die Zeit gestatte, die Kommunal-Behörden von außerordentlichen Sicherungs-Maaßregeln benachrichtigt werden, um die Bürgerschaft warnen und zur friedlichen Einwirkung und Abwehr mitwirken zu können.“ —

Der Kölner Stadtrath will, wie es heißt, versuchen, nochmals seine Überzeugung durch eine Deputation bei'm Könige geltend zu machen, wahrscheinlich mit nicht günstigerem Erfolge; vielleicht wird sie gar nicht vorgelassen. Einem Wechsel der Garnison von Köln wird widersprochen. Es steht nun also nach dem Ausspruch des Königs und der Minister fest, daß die Anwendung von Waffengewalt zur Unterdrückung des Tumults durchaus „gesetzlich“ war. Es handelt sich nur noch darum, ob die Untersuchung die einzelnen an den vorgefallenen Excessen schuldigen Soldaten oder Polizeibeamten ermitteln werde. Das wird aber, namentlich nach der Auflösung der bürgerlichen Kommission, schwerlich der Fall sein. Im Übrigen bin ich der Ansicht, daß man oft einem Unglück vorbeugen könnte, wenn die Aufrechthaltung der Ordnung bei solchen Excessen und Ausbrüchen des Muthwillens einer Bürgergarde und nicht dem Militair anvertraut würde, wie sich das auch in Leipzig bestätigt hat. Der Bürgergardist reicht oft noch mit milderen Mitteln, mit Überredung aus, wo der Soldat schon seiner „militairischen Ehre“ wegen zuschlagen zu müssen glaubt. —.

Die Geldkrisis ist noch immer nicht beendigt, die Geldverlegenheiten der

Börse dauern fort. Neuerdings haben viele angesehene Kaufleute Berlins bei der Regierung eine Petition eingereicht, des Inhalts, „daß man keine weitere Konzessionen zu Eisenbahnen ertheilen und den Bau aller derer, bei denen erst 20 Proc. eingezahlt seien, auf einige Zeit sistiren möge. Die Unterzeichneten bitten zugleich um Aufhebung des Gesetzes vom 24. Mai 1844, durch welches der Aktienhandel für rechtlos erklärt wäre, statt daß man die rechtlichen Bedingungen des Aktiengeschäftes hätte aufstellen sollen. Das mächtig erschütterte Vertrauen könne vielleicht wieder hergestellt werden durch eine Beleihung von Aktien aus Staatsmitteln, was sich vielleicht noch mit der neuen Bank verbinden ließe; denn die Ausschließung der Aktien vom Lombardverkehr der Bank, die der Regel nach stattfinden solle, habe sehr ungünstig gewirkt.“ Die Staatsschuldscheine sind bis auf 92½ herabgegangen; so tief standen sie fast noch nie.

Diese Geldverlegenheit herrscht aber nicht bloß an der Börse bei den großen Spekulanten; sie zeigt sich auch bei den arbeitenden Klassen in Folge der Theurung, obgleich grade in diesen Kreisen durch die kolossalen Eisenbahnbauten eine ungewöhnliche Menge Geldes cirkulirt. Die Theurung ist aber gar zu groß und bei dem kaum mittelmäßigen Ausfall der dießjährigen Ernte ist leider nicht anzunehmen, daß die Preise sinken werden; eher ist das Gegentheil zu befürchten und in unserer Gegend könnte der Preis eines Scheffel Roggens leicht auf 4 Thlr. steigen. Dieser Preis ist fast unerschwinglich für den Arbeiter und dazu nehme man noch, daß die Kartoffeln, die allenfalls das Brod ersetzen können, nur einen geringen Ertrag geliefert haben. So meldet auch die „Aachener Ztg.“, daß bei der dortigen Prämienkasse in diesem Jahr die Rückzahlung zum erstenmal die Einzahlung überstiegen habe. Der Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit hat deßhalb seinen Zinsfuß erhöht; das ist zwar recht gut, ich zweifle aber sehr, daß dadurch die Rückzahlungen vermindert werden. Denn die Arbeiter fordern ihr Geld nicht zurück, um wo anders damit einen größeren Profit zu machen, sondern weil sie es zu ihrer Existenz bedürfen und man sollte sie nicht durch Aussicht auf ein Prozent Zinsen mehr zu Entbehrungen verleiten. Erst ordentlich leben und dann sparen! Sehr zu loben ist es, daß die mit diesem Verein in Verbindung stehende Kleinkinder-Bewahranstalt den Arbeitern bis auf günstigere Zeiten das Monatsgeld, was sie für ihre Kinder entrichten mußten, erlassen hat. Die Ausdehnung des Vereins, der in seiner Art musterhaft eingerichtet ist, auf die ganze Provinz ist noch immer nicht genehmigt, obwohl gar nicht abzusehen ist, was für Gründe vom Standpunkte der Philantropie und der wohlmeinenden Büreaukratie dagegen geltend gemacht werden könnten. — Auch im Riesengebirge, in Langenbielau soll in Folge des Kartoffelmangels wieder große Noth und dadurch Unzufriedenheit herrschen. —.

In der städtischen Ressource zu Königsberg, welche bekanntlich gestiftet wurde, seit die Bürgergesellschaft und die zwanglosen Zukammenkünfte in Böttchershöfchen unmöglich gemacht waren, ist kürzlich durch einen Buchbindermeister die schon früher von Ballo projektirte Gesellen-Wittwen-Kasse nochmals angeregt. Der Ausführbarkeit wegen, damit nämlich ein größeres Kapital zusammen gebracht werde, sollen auch arme Meister an der Kasse sich betheiligen können. Der Vorschlag lautet dahin, daß gegen ein Eintrittsgeld von 10 — 20 — 30 Sgr. und einen wöchentlichen Beitrag von

1 — 2 — 3 Sgr. jährliche Pensionen von 12 — 24 — 36 Rthlr. an die Wittwen gezahlt werden sollen. Es wird von der Zahl der Theilnehmer abhängen, ob dieser Plan realisirt werden kann; die Zahl der Theilnehmer wird sich aber darnach richten, ob viele Gesellen im Stande sind, von ihrem Lohne das Eintrittsgeld und die wöchentlichen Beiträge zu entrichten, ohne sich erhebliche Entbehrungen aufzuerlegen. Und für lange dauernde wirkliche Entbehrungen ist doch die in Aussicht gestellte Pension ein eben nicht sehr lockendes Aequivalent. Es ist nur traurig, daß alle solche noch so wohlgemeinte s. g. praktische Vorschläge zur Abhülfe der Noth der arbeitenden Klassen, die in der Regel nur auf eine kleine bestimmte Lokalität berechnet sind und deßhalb fast nothwendig an ihrer Kleinlichkeit, an ihrer Machtlosigkeit dem allgemeinen Egoismus gegenüber scheitern müssen, dazu benutzt werden, die Möglichkeit sozialer Reformen überhaupt, die Verdrängung der Vereinzelung durch gemeinsames Wirken und Schaffen dem Volke verdächtig zu machen. Natürlich ist das nur möglich, wenn durch eine geschickte Verwechselung der Begriff des Ganzen mit diesem sehr kleinen Theile als gleichbedeutend hingestellt wird; aber leider ist es einem einigermaßen gewandten Sophisten nicht schwer, in dieser Beziehung das Urtheil des schlichten Bürgers irre zu führen, namentlich wenn man bedenkt, daß die Censur den Sozialisten keineswegs eine allgemein verständliche Auseinandersetzung ihrer Prinzipien gestattet. Die Preßfreiheit würde auch hier dem Volke bald die Dinge in einem andern Lichte erscheinen lassen. Es wäre wahrhaftig ein Kinderspiel, unsere Gegner zum Schweigen zu bringen, wenn sie nicht an der Censur eine so gewaltige Bundesgenossin hätten. —

Das Benehmen des Stadtraths Hedemann, dessen Verfahren in dem Berliner Gesellen-Verein ich schon in den vorigen Heften meldete, ist nicht nur von dem Verein selbst, sondern auch von dem Magistrate, „weil er denselben dadurch bei'm Volke in Mißkredit brächte“, entschieden gemißbilligt und ihm ernstlich verwiesen. Man sollte meinen, der Herr Stadtrath müßte nach solchen Vorgängen von selbst aus dem Vereine ausscheiden; indessen kann man das noch so genau nicht wissen. Stellenweise ist der deutsche Bürger bekanntlich erstaunlich beharrlich; gegen derartige Vorwürfe ist er gar nicht so empfindlich, als gegen die forschenden Blicke der Polizei, wenn ihn diese wegen mißliebiger Gesinnungen in Verdacht hat.

Vor Kurzem ist ganz unerwartet der vor Jahr und Tag angeregte „Centralverein für das wohl der arbeitenden Klassen“, an den fast Niemand mehr dachte, genehmigt. Seltsam! Was soll der Kopf ohne die Glieder? Die Provinzial-Distrikts- und Lokal-Vereine sind bekanntlich längst unterdrückt und aufgelös't. Wie es heißt sollen aber namentlich Fabrikanten und Beamte zur Bildung neuer Lokalvereine angeregt werden und um die ärgerlichen prinzipiellen Diskussionen, welche bei dem ersten Versuche den Frieden der wohlmeinenden Bourgeoisie und Bureaukratie trübten, abzuschneiden, will man sich durch ein hohes Eintrittsgeld, welches nur „honette Leute“ zahlen können, vor dem Eindringen des demokratischen Elements mit seinen „subversiven und destruktiven Tendenzen“ sicher stellen. Der provisorische Vorstand des Centralvereins hat übrigens, ohne eine neue Generalversammlung zu berufen, die „verbesserten“ Statuten angenommen, welche in der letzten Generalversammlung zwar vorgelesen, aber nicht berathen wurden, weil Niemand mehr an Bestätigung dachte und Jeder deßhalb

eine Berathung für überflüssig hielt. Der Kürze wegen nahm man das jetzt für eine stillschweigende Zustimmung. —

In Berlin ist es endlich dem Herrn Julius gelungen, eine Zeitungs-Konzession zu erhalten, was vor ihm bekanntlich Mancher vergebens versucht hatte. Seine neue Zeitung heißt: „Berliner Zeitungshalle“ und ist in großem Maaßstabe angelegt. Die Haubtabtheilungen sind leitende Artikel, welche die Tendenz der Redaktion aussprechen, politische Tagesnachrichten, ein Sprechsaal für die verschiedenen Parteien, Nachrichten über Rechts- und Handelsverhältnisse, Kunstnachrichten, und Feuilletonnotizen. Das Material ist also reichhaltig genug; es fragt sich nur, wie Herr Julius sonst seine Aufgabe lös't. Man war Anfangs etwas verwundert, daß Herr Julius, unter dessen Redaktion früher die „Allg. Leipz. Ztg.“ verboten wurde, der sich später Bauer und Stirner anschloß, eine Zeitungskonzession erhielt; man wußte nicht recht, woher er die Fonds zu dieser und zu dem damit verbundenen großartigen Lesekabinet, welches 500 Zeitschriften enthält, bekäme. Er stellt aber eine Subvention entschieden in Abrede und verspricht, sein Blatt unabhängig von dem Einfluß der Regierung zu halten. Er hofft, mit Freimuth überall seine wahre Meinung, seine unverhohlene und ungeschminkte Auffassung der Verhältnisse darlegen zu können. Diese Hoffnung könnte ihn doch leicht täuschen, wenn seine Ansichten mit denen der Regierung nicht übereinstimmen sollten, — vorausgesetzt, daß nicht „besondere Verhältnisse“ obwalten. Er will über den Parteien stehen und alle im Sprechsaal zu Worte kommen lassen. Nun, man muß sehen, ob er im Stande ist, unparteiisch die Debatten zu leiten und zu ordnen, namentlich ob die herzlose, suffisante Sophistik, die fast allen Gliedern der Bauer-Stirner'schen Richtung anklebt, im Stande ist, Volk und Schriftstellern Vertrauen einzuflößen und sie um sich zu versammeln. Der erste leitende Artikel „die Reform des preußischen Kriminalprozesses“ soll stockbüreaukratisch sein. Die Notizen über die gescheiterten Vereine sind höchst unrichtig und ungerecht und zeugen schon von jener sophistischen Suffisance. Am besten scheinen die Handelsverhältnisse besprochen zu werden, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Zeitung sich haubtsächlich diesen und nationalökonomischen Fragen zuwendete. Wir haben wohl noch öfter Gelegenheit, auf das Blatt zurückzukommen, wenn seine Tendenz erst klarer hervortritt, als im Prospektus und der Probenummer. — Die halboffizielle „deutsche Zeitung“, welche daß preußische *Journal des Débats* werden sollte, wird dieses Jahr wohl nicht mehr erscheinen; der Prospektus derselben, ich glaube von Stahl verfaßt, soll so kümmerlich gewesen sein, daß er zurückgezogen werden mußte. — Der Redakteur der „Grenzboten“, Herr Kuranda, der sein in Leipzig erscheinendes Journal seit einiger Zeit von Berlin aus redigirte, ist aus den preußischen Staaten ausgewiesen, wie man sagt auf einen Spezialbefehl Bodelschwingh's wegen der „böswilligen Tendenz“, die mehrere Artikel der „Grenzboten“ gegen Preußen gezeigt hätten. — Großes Aufsehen erregt es, daß der Deputirte des Königsberger Gustav-Adolph-Vereins Rupp von der Generalversammlung der Deputirten sämmtlicher derartigen Vereine in Deutschland zu Berlin ausgestoßen wurde, weil er nicht zur preußischen evangelischen Landeskirche mehr gehörte. Seltsamer Grund! Die Gustav-Adolphs-Vereine sollten ja die Protestanten unter sich vereinigen ohne Rücksichten

auf dogmatische Verschiedenheiten. Und gehörten denn etwa die ausländischen Deputirten zur preußischen Landeskirche? Oder gibt es eine deutsche evangelische Landeskirche, der man angehören muß, um an dem Gustav-Adolphs-Vereine Theil nehmen zu können? Rupp verfocht selbst kräftig sein Recht und fand auch energische Vertheidiger; Uhlich spielte wieder seine beliebte Vermittlungsrolle — Alles umsonst. Die fanatisch orthodoxe, wie die diplomatische rationalistische Partei, den Stifter des Vereins, Herrn Zimmermann von Darmstadt an der Spitze, welche durch Rupp's Anwesenheit das Mißfallen der hohen Protektoren des Vereins zu erregen fürchtete, setzten die Ausstoßung Rupp's durch, freilich nur mit sehr geringer Majorität, welche sie noch dazu nur deßhalb erhielten, weil ihnen mehr Stimmen Abwesender übertragen waren, als ihren Gegnern. Diese Maaßregel wird wahrscheinlich das Grab des ganzen Vereins, welcher Todesfall allerdings leicht zu verschmerzen ist. Die sächsischen Deputirten Schwarz und Schwetschke schieden sofort aus und wahrscheinlich werden das noch viele thun, wenn sie erst mit ihren Vereinen Rücksprache genommen haben, namentlich die Breslauer. Der Königsberger Verein hat schon einen energischen Protest gegen dieses Verfahren eingereicht, dem wohl noch viele andere folgen werden. Nach dem Votum hatte sich die Partei, welche für Rupp gestimmt hatte, völlig von den anderen abgesondert versammelt; der diplomatische Herr Zimmermann wurde mit seiner versuchten Vermittelung und Verständigung entschieden zurückgewiesen. Große, in Berlin unerhörte Aufregung rief bei einem gemeinschaftlichen Festmahle ein Toast des sächsischen Radikalen Todt hervor, „daß Preußen, wie es nach einigem Zaudern den Gustav-Adolphs-Vereinen beigetreten sei, auch dem Konstitutionalismus beitreten möge.“ Diese Worte riefen eine babylonische Verwirrung hervor; die Zeichen des Beifalls und des Mißfallens waren so laut, daß Keiner sein eigen Wort mehr hören konnte. Jeder wollte sprechen — und fromme geistliche Herren werden bekanntlich sehr zornig, wenn man sie nicht hören will. —.

Ich habe mich schon in einem früheren Hefte darüber ausgesprochen, wie sehr es zu mißbilligen sei, daß einige sächsische Städte (Naumburg, Langensalza) den Landtag nicht mehr beschickten, weil die Resultate desselben sowohl in allgemeinen politischen, als in lokalen Fragen ihnen zu unbedeutend schienen, als daß sie die Kosten hätten daran wenden mögen. Jetzt ist auch Magdeburg diesem Beispiele gefolgt, weil der Landtag die Petition des Magistrats und der Stadtverordneten ganz ruhig bei Seite gelegt habe. Als sie dieselbe drucken ließen, verbot sie der Oberpräsident, „weil sie die Grundlagen der städtischen Institutionen angriffe und Unzufriedenheit mit diesen und mit der Staatsverfassung überhaubt verbreite.“ Und doch verlangt die Petition Nichts, als Vermehrung der Vertretung von Stadt und Land um 10 Stimmen, Aufhebung der Beschränkungen der bürgerlichen Wahlen (des zehnjährigen Grundbesitzes, welcher mit dem Gewerbe einen Werth von 10,000 Thlr. repräsentiren muß), Wählbarkeit der Ärzte und Advokaten, direkte Wahl der Wahlmänner, die jetzt von den Stadtverordneten gewählt werden. Es ist allerdings schwer zu begreifen, wie der Oberpräsident eine solche Petition mit solchen Ausdrücken bezeichnen mochte. Das Obercensurgericht hob auch sogleich das Debitsverbot wieder auf und der jetzige Oberpräsident, Herr von Bonin, nahm das Cirkular des vorigen

zurück. Es ist aber eine thörichte Empfindlichkeit, wenn Magdeburg deßhalb den Landtag nicht mehr beschicken will. Es sollte vielmehr nach Kräften dafür sorgen, daß nicht nur in Magdeburg, sondern auch in der ganzen Provinz Männer gewählt würden, welche derartige Petitionen nicht bei Seite legen lassen. Bis jetzt marschirt aber der sächsische Landtag in der hintersten Reihe des Fortschritts; wenn ich mich eines weniger wohllautenden Ausdruckes bedienen wollte, könnte ich seine Stellung auch anders bezeichnen. Grade jetzt ist aber der Zeitpunkt zur endlichen Erlangung einer Konstitution so günstig, wie noch nie zuvor. Die Geldkrisis, namentlich die Noth der Eisenbahnaktionaire, welche den Staat vielleicht zur Übernahme dieser oder jener Bahn nöthigt, macht eine Staatsanleihe fast unvermeidlich und eine solche kann bekanntlich ohne Genehmigung der Reichsstände nicht abgeschlossen werden. Deßhalb glaube ich jetzt zum erstenmal an eine baldige Einberufung von Reichsständen, welche Anfangs wahrscheinlich aus der Versammlung sämmtlicher Provinzialstände bestehen würden, und deßhalb ist es dießmal doppelt nöthig, Männer zu wählen, welche bei'm Eintritt solcher Ereignisse ihren Platz auszufüllen vermögen. — In Braunsberg (Preußen) hatte die Ritterschaft ihren vorigen Deputirten von Stachowski wiedergewählt, der unterdessen zum Deutsch-Katholizismus übergetreten war. Er wurde aber nicht bestätigt; man wolle zwar seine Gewissensfreiheit nicht beschränken, — aber Deputirter könne er nicht werden. — In Münster ist an die Stelle des bisherigen Abgeordneten, Oberbürgermeisters Hüffer, der Banquier v. Olfers, der Kandidat des „jungen Münsters", welches auch bei den Stadtverordnetenwahlen gesiegt hat, zum Landtagsdeputirten erwählt worden. — Der vom Bürgermeister Anfangs von der Wahlliste gestrichene Herr Brust von Boppard ist von seinem Wahlbezirke einstimmig wieder zum Abgeordneten erwählt. —.

Was ein geschickter Inquirent nicht zuweilen herausbringt! In Berlin hatte ein Hauswirth seine Magd in dringendem Verdacht, ihm allerlei entwendet zu haben. Er zeigt sie an, sie wird eingezogen, verhört und gesteht nach einigem Zögern den Diebstahl ein und erzählt obendrein, daß sie die Sachen immer alsbald verkauft habe. Kaum hatte der Inquirent triumphirend dieses Geständniß als neuen Beweis seiner Geschicklichkeit protokollirt, da erschien der Hauswirth mit der Anzeige, der ganze Diebstahl sei ein Irrthum, die Sachen, die er verlegt gehabt hätte, habe er wiedergefunden und er komme, um das arme 16jährige Mädchen von dem ungerechten Verdachte zu reinigen. Ich bedaure sehr, daß ich das verblüffte Gesicht des scharfsinnigen Inquirenten nicht als Vignette neben diese Geschichte kann drucken lassen. — In Moabit bei Berlin sind schon mehrere Transporte der in die polnische Verschwörung verwickelten Personen angekommen, welche bekanntlich nach dem neuen Verfahren abgeurtheilt werden sollen.

**Baiern.** Es ist kürzlich verboten, die Portraits der deutsch-katholischen Sektirer auf Dosen, Pfeifenköpfen u. s. w. zu malen, — natürlich nur im Interesse der Kunst, weil diese Portraits meistens so gar schlecht ausfallen. Die Inhaber der verbotenen Gesichter können also eine Dankadresse an die baierische Regierung erlassen; ich mache sie aber darauf aufmerksam, daß sie dann bayrisch schreiben müssen.

**Baden.** Der Landtag ist geschlossen und hat bei Lichte besehen

ebenso wenig etwas Erhebliches erreicht, als die früher[e]n, trotz mancher Siege der liberalen Partei. Zwar hat die *II.* Kammer die Anträge wegen Schleswig-Holstein, wegen der Aufforderung an den deutschen Bund, ein Preßgesetz zu erlassen, wegen Einführung der Kapitaliensteuer und Verminderung des Militair-Etats angenommen; aber den beiden letzten Beschlüssen ist die *I.* Kammer nicht beigetreten und ob die beiden ersten erheblichen Erfolg haben werden, ist wenigstens noch sehr zweifelhaft. Die Radikalen versuchten also noch zuletzt einen Haubtschlag gegen das bürgerlich liberale Ministerium Bekk-Nebenius. Welcker stellte den Antrag, das ganze Büdget zu verwerfen, wegen der Höhe des Militair-Etats, wegen Nichteinführung der Kapitaliensteuer, wegen der Suspension des badischen Preßgesetzes von 1831, wegen der Beschränkung der Religionsfreiheit in Bezug auf die Deutschkatholiken und wegen der Verkümmerung des Gemeindegesetzes. Die Radikalen hatten in ihrer Gutmüthigkeit, in ihrem Vertrauen entweder ihre Kräfte nicht gehörig überschlagen und wie gewöhnlich auf die Stimmen vieler Unentschiedenen gerechnet; oder die s. g. „bürgerlichen" Abgeordneten, die „freisinnigen" Spießbürger, fielen im entscheidenden Augenblicke ab, weil sie wahrscheinlich mit Versprechungen von lokalen Vortheilen für ihre Wahldistrikte geködert waren. Genug der Antrag der Radikalen fiel durch. Die Haubtschuld trägt der Pfarrer Zittel, der den Antrag auf Religionsfreiheit begründete und den Kommunismus einen „Wechselbalg", eine „Parodie des Christenthums" nannte. Der geschwätzige Pastor stimmte für die Bewilligung des Büdgets, „weil er nicht einsehe, daß die Verwerfung desselben eine Änderung der Regierungsprinzipien herbeiführen werde." Aber wozu sitzen Sie denn da, mein Herr Pfarrer? Seine Beweisführung kam sogar den Ministeriellen so abgeschmackt vor, daß einer ihrer Führer, Herr Trefurt, den Pastor ein Juste-Milieu nannte; wenn man stets die Regierungsprinzipien angriffe, so müsse man auch den Muth haben, das Büdget zu verwerfen. Herr Trefurt hat ganz Recht und der freisinnige Pastor hat die Blamage reichlich verdient. — Daß früher die Summen für die neue Organisation der Gerichte bewilligt wurden, ehe diese selbst den Anforderungen der radikalen Partei entsprach, ist besonders Bassermanns Verdienst, weßhalb ihn Mathy ebenfalls zu den Juste-Milieus rangirte. Bei den Verhandlungen über die Deutschkatholiken fühlte sich derselbe Herr Bassermann auch verpflichtet, sie gegen den Verdacht der Hinneigung zur Philosophie in Schutz zu nehmen, „zu jener Abart der Junghegelianer, die Nichts können, als läugnen, jener Nihilisten, welcher die Frivolität zu ihrer Gottheit erheben." Der Herr Bassermann, den wir noch von den Verhandlungen über den Kommunismus her kennen (s. Juliheft), wird trotz seines Abscheus vor aller Negation nicht länger läugnen können, daß er ein sehr positiver Philister ist und er wird bald erfahren, daß er trotz seiner Deklamationen gegen den Nihilismus bald in das Nichts versinken wird, „ihm selber zur Straffe, Jedermann aber zum abscheulichen Exempel." —.

Hecker hat für den nächsten Landtag eine Motion angekündigt, durch welche der Gütererwerb zur todten Hand auf ein Maximum beschränkt werden soll. Die Auftreibung der für die Zehntablösung nöthigen Summen hat nämlich manchen Bauer ruinirt, so daß viele den Rest ihres Gutes verkaufen mußten und wieder Tagelöhner und Pächter auf ihrem Erbe wurden, welches von den großen Gütern wieder erworben war. Das größte

Kapital ist überall Sieger; in der Industrie erobert es die Märkte, indem es die kleineren Kapitalisten ruinirt; auf die Erwerbung von Grundbesitz angewandt verdrängt es die kleinen Besitzer und schafft große Güterkomplexe, deren vielleicht theurer Ankauf sich nachher dadurch ausgleicht, daß der Besitzer den Miethpreis bestimmen kann. Allerdings führt diese Güterkumulation zum englischen und irischen Pachtsystem und schafft das Ackerbau-Proletariat. Aber sind die kleinen s. g. Eigenthümer da, wo unbeschränkte Parzellirung herrscht, weniger Proletarier? Sind sie nicht ebenfalls dem Kapital unterworfen durch die Zinsen für ihre Hypothekenschulden, die meistens dem Werthe ihres Besitzes ganz gleich stehen? Durch Beschränkung der Freiheit des Eigenthums kommt man aus diesem Dilemma nicht heraus. Der wahre Grund ist die Vereinzelung; man kann nicht bis in's Unendliche parzelliren und da man ebenso wenig die Fortpflanzung, die Vermehrung der Familie beschränken kann, so müssen unter den gegenwärtigen Verhältnissen stets wieder "überflüssige Hände" und — Magen entstehen. Nur die Vereinigung, die Gemeinschaft kann da helfen. Die Kolonien der Shakers, der Rappisten u. s. w. in Nordamerika, über die wir früher berichteten, litten Noth, so lange den einzelnen Kolonisten ihr Stück Acker zum Privateigenthum zugetheilt wurde. Sie leben in blühendem Wohlstande, seit sie gemeinschaftlich arbeiten, seit sie die Gütergemeinschaft einführten, was allerdings in Amerika, wo sie *tabula rasa* hatten und Alle mit Nichts anfingen, durch einen einfachen Gemeindebeschluß leicht zu bewerkstelligen war. —.

Mit der Erklärung von Nebenius, daß er die Abschaffung der Censur und die Einführung eines Preßgesetzes ebenso sehnlich wünsche, als die Kammer, steht eine neue Verfügung in seltsamen Widerspruche. Politische Schriften unter 20 Bogen, die nicht in deutschen Bundesstaaten gedruckt sind, dürfen künftig nicht mehr, wie früher, ohne weiteres verkauft werden. Es ist vielmehr der Polizei ein Exemplar davon einzureichen und die übrigen müssen bis zur Entscheidung derselben aufbewahrt werden, wenn diese sie nicht gleich in Verwahrung nimmt. Wird die Schrift verboten, so gehen die Exemplare auf Kosten des Kommissionairs an den auswärtigen Buchhändler zurück, d. h. wenn kein richterliches Einschreiten nöthig ist. Erst wenn die Debiterlaubniß durch 4 Amtsblätter bekannt gemacht ist, darf die Schrift verkauft werden. Das ist eine Maaßregel, die schwer auf dem Buchhandel lasten wird. — Herr Mathy will eine politische Zeitschrift, die "Rundschau" herausgeben. Er wird sie gewiß durch seinen Witz sowohl, als durch seine gründlichen Kenntnisse interessant zu machen wissen, obgleich wir sonst in sehr vielen Dingen sehr verschiedener Ansicht sein werden, nach den im Juli- und Septemberheft mitgetheilten Kammerverhandlungen zu schließen. Ich wünsche ihm nur, daß er nicht einen Verleger bekommt, wie Fenner v. Fennenberg bei der "Ulmer Chronik." Dieser Ehrenmann ging nämlich selbst zum Censor und bat ihn, den Rothstift energisch gegen die ihm mißliebige Richtung seines Redakteurs zu gebrauchen. Wozu ist ein Deutscher nicht fähig, zumal ein Buchhändler! —

**Schweiz.** Die Auflösung der Tagsatzung, bei welcher Nichts herausgekommen, als eine Forderung der Herren Abyberg und Müller durch den "Freischaarengeneral" Ochsenbein, die wahrscheinlich auch nicht zum Duell führen wird, habe ich wohl schon gemeldet. Wahrscheinlich wird

bald eine außerordentliche Tagsatzung einberufen werden, um über dieselben Dinge (Klöster, Jesuiten, Sonderbund) zu berathen und — natürlich ebenso wenig auszurichten. Mittlerweile naht sich Zürichs Vorortschaft ihrem Ende; die Radikalen sind durch das zweideutige Auftreten Genfs in Bezug auf den Sonderbund in einige Verlegenheit gesetzt. Man fürchtet, die Kantone des Sonderbundes würden dem neuen Vororte Bern eidgenössische Repräsentanten zur Aufsicht beigeben, um Berns demokratische Leidenschaften zu überwachen. Ich weiß aber nicht, ob eine solche Überwachung ein eidgenössisches Recht oder eine Beleidigung ist, die einen *casus belli* abgeben könnte. Übrigens ist auch die streng demokratische Partei in Bern mit dem gegenwärtigen Regiment unzufrieden, weil dasselbe zaudert, den von der vorigen Regierung so schmählich verbannten Professor Snell, den einstigen Gründer und Führer des Radikalismus im Kanton, ehrenvoll zurückzurufen.

In der Waadt wurde bekanntlich im vorigen Jahr die aristokratische Regierung friedlich beseitigt und durch eine demokratische mit etwas sozialistischer Färbung ersetzt. Wenigstens bezeichnete der Staatsrath Delarageaz kürzlich in einer Volksrede zu Lausanne den sozialen Standpunkt als einen höheren, vom politischen aus zu erstrebenden. Die gestürzten Aristokraten bieten nun natürlich Alles auf, um das Volk mit dem gegenwärtigen Regiment unzufrieden zu machen; Herr Eytel behaubtete, sie brächten das Volk absichtlich in Noth und die gegenwärtige Theuerung in Lausanne sei durch künstliche Manöver hervorgerufen. Gewiß ist z. B., daß fast kein Konservativer mehr bei einem Lausanner Handwerker arbeiten läßt; sie beziehen ihre Sachen aus dem konservativen Genf. Diese Kunstgriffe sind doch etwas gefährlich und der Sturm, der dadurch erregt werden soll, könnte leicht auf die Häubter der Urheber zurück fallen. —

Daß in dem ultrademokratischen Baselland Beckers, des aus Lausanne ausgewiesenen Kommunisten, Vorlesungen untersagt wurden, daß man sogar auf den auf einer Durchreise nach Zürich begriffenen Treichler, einen Züricher Bürger, fahnden ließ, das liegt wohl nur an der patriarchalischen Unwissenheit des Polizeidirektors Meyer, der wahrscheinlich den Sozialismus und die Sozialisten nur aus den Schilderungen des Neufchateller Polizeiberichtes kennt und darnach allerdings ganz absonderliche Begriffe von ihnen gefaßt haben mag. —.

**Belgien.** In der „Alliance“, in welcher sich fast alle Nüancen der liberalen Opposition vereinigt hatten, scheint eine Spaltung zu entstehen. Die radikale Partei, welche zu Brüssel, Lüttich und Verviers in den Gemeinderath gelangte, schaarte sich unter dem Namen *le trou* (das Loch) innerhalb der Alliance enger zusammen; sie setzte es durch, daß Herr Verhaegen den liberalen Kongreß auf den November einberufen mußte, um über die Gründung eines gemeinschaftlichen Organs zu beschließen. Die Moderirten (Lebeau, Rogier), das Übergewicht der Radikalen fürchtend, stellen jetzt den Antrag, daß nur die Wähler wirkliche Mitglieder, die anderen nur Ehrenmitglieder in der „Alliance“ sein dürften und daß diese letzteren kein Stimmrecht bei den Wahlen der Abgeordneten für den liberalen Kongreß, für die Gemeinde- und Provinzialräthe und für die Kammer haben sollten. Natürlich wäre mit Annahme dieses Beschlusses der Sieg der Moderirten entschieden; sie würden dann nicht weiter von dem Drängen der Jugend beläſtigt, denn die wenigsten Glieder der radikalen Partei werden so viel

Steuern zahlen, daß sie Wähler sein könnten. Geht der Beschluß durch, so scheiden natürlich die Republikaner, die Demokraten und Sozialisten aus der „Alliance“ aus und bilden eine neue Gesellschaft. —

Die Freihandelsbewegung greift auch in Belgien um sich; das Organ der Freihandelsmänner ist die „Opposition“, ein Journal, welches unter dem Einfluß der radikalen Partei der „Alliance“ redigirt wird. —.

**Frankreich.** Die Niederlage, welche die alten Oppositionsparteien durch die letzten Wahlen erlitten haben, wird noch dadurch vergrößert, daß Herr Thiers sogar sein langjähriges Organ, den „Constitutionel“, verloren hat; das Blatt ist von einem konservativen Deputirten angekauft und wird nun langsam und unmerklich in das konservative Lager hinüber geleitet. Herr Thiers, der schon früher gedroht hat, wenn man es ihm gar zu arg machte, so würde er seine Feder vom „National“ von 1830 wieder ergreifen, soll wirklich jetzt den „National“ gekauft haben, von dessen Redaktion die Herren Thomas und Bastide zurücktreten würden. Herr Armand Marrast dagegen bliebe Redakteur. Ob Herr Thiers durch diesen Schritt zu den Republikanern übergetreten ist, wird sich bald zeigen; so lange er nicht Minister ist, kommt es ihm auf einen Wechsel der Farbe nicht an. Zwischen Herrn Guizots „Epoque“ und der „Presse“, dem Organ der progressiven Konservateurs, ist es auch zu einem Streit gekommen. Die „Presse“ will nämlich dem Lande einige Konzessionen machen, damit die konservative Partei nicht gar zu unpopulär werde. Sie hat deßhalb einen Theil der von der Opposition zum Schlachtruf erwählten Wahlreform angenommen und will, daß künftig jeder Geschworene auch Wähler sei, also eine Herabsetzung des Wahlcensus. Die „Epoque“ mit ihrem steifen Konservatismus setzt sich heftig dagegen.

Die Fabrikanten, welche natürlich das bisherige Prohibitivsystem aufrecht erhalten wollen, fangen an, die Freihandelspartei, welche kürzlich ihre erste öffentliche Sitzung zu Paris hielt, mit sehr besorgten Blicken zu betrachten. Es bildet sich deßhalb der Freihandelsagitation entgegen eine Schutzzollassoziation, welcher schon die Fabrikanten von Elboeuf, einer der bedeutendsten Fabrikstädte Frankreichs, beigetreten sind. So entwickelt sich also hier derselbe Kampf, der kürzlich in England durch den Sieg der Freihandelsmänner entschieden wurde. Unsere Voraussagungen, daß alle industriellen Länder denselben Gang gehen und zu demselben Ziele gelangen müßten, wie England, welche man so oft mit vornehmen „praktischen“ Achselzucken zu belächeln suchte, scheinen also doch nicht so ganz unrichtig zu sein, da sie jetzt verwirklicht werden. Und wir „unpraktischen Theoretiker“ scheinen also doch die wirklichen Verhältnisse ebenso gut zu kennen und besser zu beurtheilen, als die „praktischen Männer“, die sich so gern mit ihrer Erfahrung, mit ihrer Kenntniß der faktischen Zustände breit machen. —.

Louis Philipp, dessen eifrigstes Bestreben es ist, durch Verschwägerungen seine Dynastie zu befestigen, hat einen bedeutenden diplomatischen Sieg erfochten. Er hat für den Herzog von Montpensier die Hand der Infantin von Spanien erlangt, der Thronerbin, wenn Isabella keine Kinder bekommt. Diese ist endlich durch Marie Christinens und Louis Philipps Bemühungen mit ihrem Vetter, dem Infanten Franzisco d'Assisi verlobt. Die Engländer sind natürlich über diese Doppelheirath, welche den Einfluß Frankreichs in Spanien zu sehr begünstigt, sehr verdrießlich.

Gegen die Heirath der Königin Isabella können sie indessen Nichts machen. Ihrem Zorne lassen aber die Journale freien Lauf und erzählen, wie die „Triersche Ztg." meldet, „Marie Christine habe ihre Tochter bei einer nächtlichen Orgie berauscht und sie so dem Infanten Franzisco, gegen den Isabella einen Widerwillen hatte, in die Arme geliefert, so daß die Entehrte sich zur Heirath hätte entschließen müssen." „Eine Marie Christine und ein Louis Philipp, sagte die „Times", das erste Journal Englands, können Dinge begehen, welche der gemeinste Engländer nicht zu denken wagen würde." Die „Presse" nennt diese Sprache eine „Polemik besoffener Matrosen." Gegen die Heirath des Herzogs Montpensier hat dagegen England entschieden Protest eingelegt; auch die französische Opposition tadelt sie aus Haß gegen Louis Philipp und wirft der Regierung bitter vor, daß sie eines rein dynastischen Interesses wegen ihr so oft gerühmtes, mit so vielen Opfern verknüpftes „herzliches Einvernehmen" mit England auf's Spiel gesetzt habe. Das ist thöricht; Frankreich kann mit der Heirath schon zufrieden sein. Louis Philipp wird sich auch durch Englands Protest nicht irre machen lassen; denn von einem Protest bis zu einer Kriegserklärung ist's noch weit. Mittlerweile ist ihm aber durch die Flucht des Grafen Montemolin, des karlistischen Prätendenten, und des Generals Cabrera ein Strich durch die Rechnung gemacht. Der Graf hat ein sehr versöhnliches Manifest an die spanischen Parteien erlassen und es scheint zu befürchten, daß sich die Karlisten mit den Progressisten vereinigen; deßhalb werden auch jetzt alle spanischen Generale in Frankreich strenge bewacht; nur Ametler soll entwischt sein. Cabrera soll sich schon heimlich nach Gibraltar begeben haben; aber Espartero soll zu dem karlistischen Bündniß keine Lust haben. Für sich allein können die Karlisten in Spanien Nichts ausrichten, höchstens einen kleinen Guerillakrieg erregen. Man muß abwarten, was die progressistische Partei in Spanien thut; sie steht unter englischem Einfluß und betrachtet deßhalb den Herzog Montpensier nicht mit günstigen Augen, obgleich derselbe auf die Dotation der Infantin verzichtet hat. Diese Großmuth ist allerdings nicht so stark, da die Infantin sonst schon ein sehr bedeutendes Vermögen hat. Bisher haben die Progressisten temporisirt; Senat und Kortes haben die Doppelheirath gutgeheißen. Man will es aber als ein Zeichen des bevorstehenden Bündnisses zwischen den Progressisten und einer bedeutenden Fraktion der Moderados ansehen, daß zwei Führer der letzteren, General Serrano und Salamanca, eine Protestation des Prinzen Enriquez, der seiner progressistischen Verbindungen wegen verbannt wurde, gegen die ihm etwa aus der Heirath der Infantin erwachsenden Nachtheile, eingebracht und bevorwortet haben. Jedenfalls wird sich die Sache rasch entwickeln, da die Heirathen schon in wenigen Tagen vollzogen werden sollen. Marie Christine hat unterdessen den verbannten tollen General Narvaez zurückgerufen, um im Falle der Noth der Hülfe seines Säbels sicher zu sein.

**England.** Die Folgen der fast ganz verlorenen dießjährigen Ernte zeigen sich in Irland schon jetzt. Von allen Seiten her werden Volksaufläufe gemeldet, die sich zuweilen durch Zureden der Magistrate, durch Versprechung von Arbeit u. dgl. auflösen, meistens aber mit der Plünderung von Kornmagazinen oder Läden endigen. Die Zufuhren, die öffentlichen Arbeiten, welche die Regierung bis jetzt angeordnet hat, sind durchaus nicht

genügend, um der Masse Hungriger Arbeit und Brod zu geben. Was wird England thun? Das einzige Palliativmittel, welches für einige Zeit helfen kann, wäre die Einführung eines Armengesetzes in Irland nach Art des früheren englischen; nach diesem erhielten die Armen Heimathsrechte und mußten von den Grundbesitzern unterhalten werden. Die kleineren Grundbesitzer, welche diese sehr hohe Steuer nicht tragen konnten, gingen zu Grunde und so diente das Gesetz wieder zur größeren Konzentration des Grundbesitzes. In neuerer Zeit, wo dieses Gesetz durch die Masse der Armen den Grundbesitzern zu lästig wurde, ist es bekanntlich dahin „verbessert", daß die Armen jetzt in den Arbeitshäusern versorgt werden, welcher „Versorgung" sie meistens den Tod vorziehen. Wenn jenes alte englische Armengesetz in Irland eingeführt würde, so würden wenigstens die barbarischen Pächteraustreibungen, die nur von der Laune des Besitzers abhängen, aufhören; sie handelten dann dadurch gegen ihr Interesse, da sie die arm gewordenen Pächter doch ernähren müßten. Soll ein solches Gesetz aber den zu befürchtenden Szenen vorbeugen, so muß das vertagte Parlament rasch zusammen berufen werden, um es schnell zu votiren. Bis jetzt macht die Regierung aber keine Anstalt dazu; dagegen hat sie mehr Truppen nach Irland gesandt. Was sollen die? Das Volk rottet sich zusammen, weil es Hunger hat; dem Hunger muß abgeholfen werden, aber dazu kann das Militair Nichts thun. „Wir erwarten Brod vom Ministerium, aber keine Kugeln," sagt das Dubliner Journal.

Der Bericht der Kommission über die Gräuel im Andover Werkhause, welche wir in früheren Heften erzählten, ist dem Hause übergeben und soll gedruckt werden, ehe Hume's Antrag über das Verfahren der Armengesetz-Kommissäre besprochen wird, weil diesen Männern unmöglich die Handhabung der Armengesetze überlassen werden könnte, wenn jene Angaben irgend richtig wären.

**Italien.** Durch die Audienzen, welche der Pabst Jedem, der sie fordert, gibt, ist er wieder einer bedeutenden Betrügerei auf die Spur gekommen. Ein Soldat zeigte ihm nämlich ein Brod vor, wie es das Militair von den Lieferanten unter dem Schutze der höheren Offiziere erhalten; alle Klagen der Soldaten bei diesen waren vergebens, obwohl das Brod sehr schlecht, fast ungenießbar war. Die betrügerischen Spekulanten wurden sofort eingezogen und sehen einer strengen Strafe entgegen. Bei dieser Gelegenheit ist aber einmal wieder im Namen der Wohlthätigkeit ein recht unüberlegter, ja nichtswürdiger Streich begangen. Das Brod nämlich, welches für ungesund und ungenießbar erklärt war, wurde unter die Armen vertheilt. Also wenn diese es, durch den Hunger gezwungen, verschlingen, wenn diese sich daran verderben, das schadet nicht? Wäre es nicht viel „barmherziger" und menschlicher gewesen, das schädliche Brod zu vernichten? — In Faenza sollen die Borghigiani, die Freiwilligen Pabst Gregors, eine bewaffnete Bande von Landstreichern im Solde der Reaktion, einen politischen Amnestirten ermordet haben; man fordert laut Auflösung dieses Korps und Bildung einer Bürgergarde. Der Pabst hat übrigens einen neuen Rückhalt gewonnen an Karl Albert von Sardinien, der seine Reformen durchaus billigen soll. —.

**Rußland.** Die russische Regierung hat ein Meisterstück gemacht. Was den Bajonetten und der Knute, selbst dem Köder des Panslavismus

nicht gelang, die Unterdrückung des revolutionären Geistes, der besonders im Adel wurzelt, die Vernichtung der Nationalität, das wird jetzt durch eine administrative Maaßregel vollbracht werden. Es ist eine genaue Untersuchung der Robotten, Frohnen und aller Naturalleistungen angeordnet. Alle Lasten, die nicht auf gesetzliche Rechte gegründet sind, werden sofort aufgehoben. Die übrigen Leistungen, zu denen der Bauer dem Edelmann verpflichtet ist, werden festgesetzt und sind ablösbar. Der Edelmann kann seinen Bauer nicht mehr von seinem Grundstücke vertreiben, so lange er seine Verpflichtungen erfüllt; wohl aber kann der Bauer verziehen, wenn er ein Vierteljahr vorher kündigt; der Edelmann muß die Stelle aber wieder besetzen. Also sind dieselben Maaßregeln, um welche in Galizien der blutige Bauernkrieg entbrannte, in Rußland durch eine einfache administrative Verfügung ins Leben gerufen, und noch umfassender als dort. Denn die österreichische Regierung hat bis jetzt nur die Robotten von 6 auf 5 Tage wöchentlich herabgesetzt; die Bauern wollen aber völlige Ablösung und es herrscht deßhalb noch immer eine Gährung unter ihnen, die alle Tage einen neuen Ausbruch befürchten läßt. Man müßte Rußland nicht kennen, wenn man annehmen wollte, es habe diese Maaßregeln im Interesse der Humanität angeordnet. Es erlangt dadurch ungeheure Vortheile und kommt seinem Ziele, der Vernichtung der polnischen Nationalität, bedeutend näher. Zuerst hat es die Bauern dem Einfluß des revolutionären Adels entzogen, indem es die Interessen beider einander direkt gegenüber stellte. Natürlich hat sich die Regierung allein die Festsetzung und Ablösung aller Lasten vorbehalten, so daß sie jetzt gleichsam als Schirmherrin der Bauern dem Adel gegenüber steht; der Bauer ist also auf sie angewiesen. Das wäre eins. Sodann werden die Bauern, die jetzt plötzlich aus der patriarchalischen Barbarei in einen halbfreien civilisirten Zustand übergehen, die außer den Prügeln ihrer Herren auch deren Unterstützung verlieren, massenweise durch die Ablösung ruinirt werden. Dann nimmt sich die Regierung ihrer an, verpflanzt sie tief in's Innere und setzt echt russische Bauern an ihre Stelle und so wird Polen bald einen russischen Bauernstand haben. Der Adel wird sich durch die drohenden materiellen Verluste hinreißen lassen, den Bauern so viel Lasten als möglich aufzubürden; dadurch werden diese gegen ihn erbittert und wenden sich der Regierung zu, welche ihre Rechte und Pflichten genau untersucht. Wollten aber die Edelleute die materiellen Verluste verschmerzen und auf die Gefahr, sich zu ruiniren, allzu glimpflich mit den Bauern verfahren, um sich ihr Vertrauen zu erhalten, so könnten sie leicht wegen „revolutionärer und kommunistischer Tendenzen“ nach Sibirien spazieren, wohin bekanntlich trotz der weiten Entfernung oft Gelegenheit ist. Die Sache muß gelingen; die russische Diplomatie, die überhaupt die feinste und schlaueste ist, hat den Polen eine Nuß zu knacken gegeben, an der sie sich die Zähne ausbeißen werden. —.

**Schleswig-Holstein.** Dänemark fährt in seinen Maaßregeln fort. Herr Olshausen, Redakteur des „Kieler Korrespondenzblattes“, wurde nach der Festung Rendsburg abgeführt, weil er sein Ehrenwort nicht abgeben wollte, keine Volksversammlung mehr anzustiften, noch einer beizuwohnen. Beseler und einige andere Advokaten wurden suspendirt. Der Professor Waitz in Kiel wurde aufgefordert, in seinen Vorlesungen über vaterländische Geschichte, den „Offenen Brief“ und das Kommissions-Gutachten zu Grunde zu legen; er weigert sich und wird wahrscheinlich mit

den andern Professoren gemeinschaftlich gegen diese Beschränkung der Lehrfreiheit protestiren; vielleicht führt das noch zu einer Aufhebung der Kieler Universität. Einige dänische Dragonerofsiziere wollen sich ihre Sporen, vielleicht ihr Avancement an den Studenten verdienen und fordern einige Studenten von vornehmen holsteinschen Familien, weil sie sich zweideutig über den „Offenen Brief“ geäußert hätten. Die Schleswig-Holstein'sche Regierung ist mit Umgehung der Kanzlei beauftragt, die große Versammlung in Nortorf auf jede Weise zu hindern, obgleich Volksversammlungen gesetzlich erlaubt sind. Die Presse wird auf das schärfste überwacht. Bülow und 3 Reventlow's wurden ihre Virilstimmen entzogen. —. Alle diese Maaßregeln erbitterten die Deutschen immer mehr. In Kiel und Rendsburg kam es zu Aufläufen, man warf Fenster ein und brachte Olshausen und den Führer der Deutschen Vivats, Paulsen und den Dänen Pereats. Darauf erschien ein Tagesbefehl des Kommandanten in Kiel, daß er habe scharfe Patronen vertheilen lassen und als Soldat seine Pflicht thun werde. Der König kam nach Schleswig, und wurde mit tiefem Schweigen empfangen; Abends wiederholten sich die Vivats und Pereats, das Fenstereinwerfen u. dgl., und Niemand wird dem Magistrat glauben, der diese Demonstration dem „niedrigsten Pöbel“ Schuld gibt. Der König zog nach Rendsburg, wo er sich nur mit dem Militair beschäftigte, welches er sehr freundlich anredete und mit Geschenken bedachte. Die Terrasse des Schlosses Ploen, wohin er dann ging, darf von Niemanden betreten werden; 60 Jäger von Schleswig halten die Wache; auch wurden die Schlösser am Thore reparirt. Der schweigende Empfang in Schleswig scheint dem Könige doch unangenehm gewesen zu sein. Als ihn mehrere Ortsvorsteher um Wiedereinsetzung des wegen seiner deutschen Gesinnungen abgesetzten Amtmanns, Grafen Brockdorf, baten, sagte er: „Ihr müßt mir für einen guten Empfang in Neumünster stehen, dann will ich dem Amtmann gnädig sein.“ Mittlerweile war der Tag der Nortorfer Versammlung herangekommen; von allen Seiten machte man sich auf. Es war Militair aufgestellt und ein dänischer Offizier ließ alsbald gegen den ersten Zug der Ankommenden Dragoner ausschwärmen, die aber wahrscheinlich absichtlich Niemanden verletzten. Das Komité protestirte; der Kommandirende mißbilligte das Verfahren jenes Offiziers, wozu er jedoch gereizt sei, erklärte aber, daß er die Versammlung auf jede Weise hindern werde. Das Komité, Herr Tiedemann an der Spitze, verlor den Kopf und mußte harte Worte darob hören; man zerstreute sich unverrichteter Sache, obgleich noch mehrere Tausende heranzogen, versuchte auch vergebens, sich nochmals anderswo zu setzen. Der Tag war verloren, man hatte sich blamirt; hoffentlich geht's das nächste Mal besser.

Der König erließ unterdessen eine Erklärung, daß der „Offene Brief“ mißverstanden sei. Schleswig-Holstein sollten zusammen bleiben, die Beziehungen Holsteins und Lauenburgs zum deutschen Bunde sollten nicht alterirt werden. Ei ja, das weiß man. Wenn die Erklärung aber daneben von der „Unzertrennlichkeit der dänischen Monarchie“ spricht, kann darunter etwas Anderes verstanden werden, als die Gültigkeit der weiblichen Erbfolge für die Herzogthümer? Und darum dreht sich ja der Streit. Diese Erklärung täuschte und beruhigte Niemanden.

Was wird Deutschland thun? Der Censor des „Österr. Beobachters“, der die Protestationen der holsteinischen Stände aufnahm, hat für diese

Nachsicht gegen Patriotismus für Deutschland einen derben Verweis bekommen. Der österr. Bundestagsgesandte, **Münch-Bellinghausen**, ist von **Metternich** beauftragt, sich bloß um das Verhältniß Holsteins zum Bunde zu kümmern, was durch den "Offenen Brief" nicht verletzt wird; die Erbfolgefrage liege außerhalb der Befugniß des Bundestags. Dem Könige von Preußen ist bei seinem vorjährigen Besuche in Kopenhagen Kapitalisation, ja Aufhebung des Sundzolls angeboten, wenn er sich in dem Erbfolgestreit neutral halten wollte. Damals lehnte er dieses von Rußland eifrig unterstützte Projekt entschieden ab. Jetzt hat der deutsche Bund gesprochen. Er "vertraut der Erklärung Dänemarks, daß es Holstein nicht beeinträchtigen, die Rechte der Agnaten nicht schmälern wolle. Die Beschwerde der holsteinschen Stände über verfassungswidrige Abänderung der Verfassung sei unbegründet; **aber** das Verbot der Petitionen entspreche **nicht** dem **Wortlaut** des Gesetzes vom 28. Mai 1831. Die patriotischen Gesinnungen, welche Deutschland zeige, seien zu loben; man hoffe aber, daß sowohl die deutschen Regierungen, als die dänische, den Ausbrüchen der Leidenschaft Schranken setzen werde." — Ist das des deutschen Bundes letztes Wort, so kann Dänemark thun, was es will; es muß nur erklären, es wolle nicht thun, was es thue. Dann müssen sich die Schleswig-Holsteiner selbst helfen und die Elbinger können die Versprechungen ihrer Adresse erfüllen. —. L.

---

## Korrespondenzen.

**(Aus Westphalen,** 17. September.**)** Gestern fand in Herford unter der Leitung des Landrath v. **Borries** die Wahl des Landtagsdeputirten und seines Stellvertreters für die Collectiv-Stimme der Städte Gütersloh, Rheda, Wiedenbrück, Rietberg, Versmold, Halle, Werther, Borgholzhausen, Bünde, Lübbecke und Petershagen statt. Es zeigte sich auch hier wieder die rege Theilnahme, deren sich die diesjährigen Wahlen im Allgemeinen zu erfreuen haben. Der Landrath, welcher seine Freude darüber aussprach, glaubte den Grund darin zu finden, daß wir ernsten Zeiten entgegengingen. Wir können ihm hierin nur beistimmen, Preußens Entwickelung steht ein wichtiger Schritt bevor, der nicht länger mehr hinausgeschoben werden kann. Eine Änderung der Verfassung, zunächst im Interesse der Bourgeoisie, ist unvermeidlich, die finanzielle Lage Preußens zwingt dazu. Ohne Reichsstände keine Anleihe! ohne Reichsstände also keine Sicherheit für die harrenden Banquiers. Hier ist für die Bourgeoisie der Punkt des Archimedes, wo sie schon in mehr als einem Reiche die Hebel der Bewegung angesetzt hat. Die Reichsstände werden ohne Zweifel aus den Landtagen zusammengesetzt werden, vielleicht diesen gar der Entwurf zur reichsständischen Verfassung vorher vorgelegt werden. Genügt ihnen diese nicht, so bewilligen sie keine Anleihe, und der Verlegenheit ein Ende zu machen, wird man eine Änderung in ihrem Sinne nicht verweigern können. Wie sehr es also jetzt mehr, als früher im Interesse der Bourgeoisie liegt, kräftige und energische Vertreter zu wählen, wird Jeder einsehen. Freilich ist die Wahlfähigkeit sehr beschränkt, wir haben deshalb mehrere Städte Sachsens und Preußens die Absendung eines Deputirten verweigern sehen; das ist aber doch immer ein sehr gefährliches Manöver, wodurch man allein der Gegenpartei Waffen in die Hand gibt. Gerechtfer-

tigt kann es nur da erscheinen, wo sich unter der ganzen Zahl der Wahlfähigen Keiner finden sollte, der die Interessen der Wähler wirklich vertreten könnte. — Doch kehren wir zu unserer Wahl zurück. Die Wähler sprachen ihr Bedauern darüber aus, daß sie nicht schon früher ein Verzeichniß der Wahlfähigen hätten erhalten können, da doch bei der zerstreuten Lage der zugehörigen Städte eine solche ausgedehnte Personalkenntniß nicht vorausgesetzt werden könne. Sie ersuchten deshalb den Vorsitzenden, ihnen vor der Wahl und nach Einsicht der Wahllisten eine gemeinschaftliche Besprechung zu gestatten. Derselbe kam diesem Wunsche sogleich mit der größten Bereitwilligkeit entgegen, und wollte sogar, um in keiner Weise hinderlich zu sein, selbst die Versammlung auf einige Zeit verlassen, was aber nicht zugegeben wurde. Die Mehrzahl der Wähler vereinigte sich bald dahin, daß man einen solchen zum Deputirten wählen müsse, von dem sich voraussetzen lasse, daß er für Öffentlichkeit, Mündlichkeit und Geschwornen-Gerichte, für Preßfreiheit, für freies Assoziationsrecht stimmen und für ihre Einführung energisch auftreten werde. Man sprach sich sogar dahin aus, lieber gar nicht, als in anderm Sinne zu wählen. Daß ein solcher auch für ein erweitertes Wahlrecht, für eine besser organisirte Vertretung und für alle übrigen Interessen der Bourgeoisie, also auch bisweilen für die des Volkes ebenso kräftig auftreten werde, wurde wohl stillschweigend vorausgesetzt. Mit 14 gegen 1 Stimme wurde der Kaufmann Rud. Barre aus Lübbecke zum Deputirten und der Kommerzienrath Delius aus Versmold zum Stellvertreter gewählt.

---

(S **Bielefeld,** 28. Sept.) Die Dienstentlassungen in unserer Provinz fangen an, einen systematischen Charakter zu erhalten. Es sind kaum einige Wochen verflossen, seit der Lieutenant Anneke wegen „kommunistischer Gesinnung“ und „Umgangs mit Kommunisten“ durch ein ehrengerichtliches Erkenntniß aus dem Dienste entlassen wurde; in diesen Tagen ist hier ein zweites ehrengerichtliches Erkenntniß gegen den Kaufmann und Landwehrlieutenant Johanning publicirt worden. Es lautet nicht, wie bei Anneke, nur auf „Entlassung aus dem Dienste“, sondern auf „Entfernung aus dem Offizierstande.“ Zwar ist hier die Untersuchung nicht wegen „kommunistischer Gesinnung“ eingeleitet, aber der Hergang derselben ist sowohl durch ihre Veranlassung interessant, als auch dadurch, daß sie beweiset, wie schwer es für den Bürger ist, seine militärischen mit seinen bürgerlichen Pflichten zu vereinigen und Conflicte nach der einen oder der andern Seite hin zu vermeiden. Die Untersuchung hängt mit den oft in öffentlichen Blättern zu ihrer Zeit besprochenen Resourcestreitigkeiten zwischen dem Vorstande dieser Gesellschaft und dem Commandeur des Füsilierbataillons, v. d. Horst, zusammen. Damals gab der bekannte Vorfall zwischen dem Buchhändler Helmich und dem Lieutenant Windel zu einem Antrage mehrer Mitglieder der Gesellschaft an die Direction Veranlassung, der jene Zwistigkeiten herbeiführte. Dieser Antrag lautete nämlich auf „Revision der Statuten“, resp. Annahme eines Statuts, welches das Waffentragen in der Gesellschaft verbieten sollte. Vorher war der Obristlieutenant v. d. Horst, der nie ohne Degen in der Gesellschaft zu erscheinen pflegte, schon mehremale vergebens dazu aufgefordert worden, von dieser Gewohnheit Abstand zu nehmen; es unterliegt keinem Zweifel, daß die Gesellschaft durchaus berechtigt war, in ihren Statuten Veränderungen nach Gutdünken vor-

zunehmen, durch Ballotage über die Revision derselben abzustimmen und die Bedingungen aufzustellen, von welchen sie die Aufnahme oder Ausschließung von Mitgliedern abhängig machte. Jede selbstständige „geschlossene“ Gesellschaft ist dazu berechtigt. In den Entwurf des neuen Statuts wurde darauf ein Paragraph aufgenommen, der das Tragen von Waffen in der Gesellschaft verbot; nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, wo die Etiquette das Tragen des Degens gebiete, sollte es erlaubt sein. 32 Mitglieder richteten ein Gesuch an die Direction, worin sie auf „Vertagung der Angelegenheit“ auf 6 Monate antrugen, 48 andere dagegen richteten ein anderes Gesuch an die Direction, worin unverweilt Ballotage über das neue Statut gefordert wurde. Künftig sollte, abgesehen von der Degenfrage, auch kein Offizier mehr ohne vorhergehende Ballotage aufgenommen werden. Bis dahin waren es nur Vorschläge, Entwürfe, über welche die Gesellschaft noch zu entscheiden hatte; nichtsdestoweniger fand sich der Oberstlieutenant schon durch die Vorschläge bewogen, für sich und das ganze Offiziercorps seinen Austritt aus der Gesellschaft anzuzeigen, weil er in dem Entwurfe des Statuts nur eine „Demonstration gegen das Offiziercorps, eine offenbare Mißachtung und Verhöhnung der Standesverhältnisse des Militärs“ sehen könne. Es wurde dann von der Gesellschaft bestimmt, daß der Vorstand zusammen mit einem besonders zu diesem Zwecke gewählten Ausschusse von 12 Personen nochmals die Statuten berathen, prüfen und abändern sollte; nach vielen Berathungen dieses Ausschusses wurde endlich doch das Statut wegen des Waffentragens beibehalten, aber durch das Ballotement der ganzen Gesellschaft wieder verworfen. 13 Landwehroffiziere stimmten bei diesem Statute nicht mit; manche Unentschiedene hatten sich zur Abstimmung gar nicht eingefunden, Andere wieder waren durch die in Aussicht gestellte Verlegung des Militärs, wovon sie für die Stadt und damit auch natürlich für sich materielle Nachtheile fürchteten, eingeschüchtert und bekehrt worden. So endete die Geschichte. Kurz darauf wurde auf den Antrag des Oberstlieutenants v. d. Horst gegen 8 Landwehroffiziere eine ehrengerichtliche Untersuchung eingeleitet, welche theils im Directorium saßen, theils zu dem berathenden Ausschusse der Achtzehn gehört hatten, theils nur jene Eingabe an die Direction unterzeichnet hatten, worin schleunige Revision der Statuten gefordert wurde. Zwei derselben sind außer Johanning noch aus dem Dienste entlassen, die Übrigen verwarnt worden; nur Johanning ist als der am meisten Gravirte aus dem Offizierstande entfernt. Und worin besteht das Verbrechen des Johanning? In nichts Anderm, als was auch die übrigen verbrochen haben. Er gehörte zum Directorium und dem Rathe der Achtzehn und ist wahrscheinlich durch den Eifer, worin er die Annahme des Statuts wegen des Waffentragens verfocht, eine *persona ingrata* geworden; unter den 13 hat er sich sogar bei dem Gesammtballotement der Abstimmung enthalten. Wenigstens stützt sich die ganze Untersuchung nur auf Aussagen mehrer von dem Ehrengerichte als Zeugen aufgeforderter loyaler Mitglieder der Gesellschaft; nicht einmal schriftliche Documente lagen gegen ihn vor. Unbegreiflich jedenfalls ist es, warum nicht gegen die andern incriminirten Landwehroffiziere dasselbe Erkenntniß gefällt ist. In dem dem Erkenntnisse vorausgeschickten Zeugnisse über J., welches der hiesige Major Müller ausgestellt hat, heißt es unter Anderm, „daß J. ein brauchbarer Offizier sei. Jedoch gibt sich derselbe einer zu liberalen Richtung hin, sie mag nun

auf dem Felde der Politik sich zeigen oder in sozialen Verhältnissen vorkommen. Er hat sich erst seit einiger Zeit in diesem Licht gezeigt und ist vielleicht durch die Verhältnisse zu dieser Anschauungsweise geführt, welche eine Art Mißmuth und Oppositionsgeist bei ihm erzeugt. Zwar ist besagter Offizier wohl im Stande, seinen Anlagen und Fähigkeiten nach für das Beste des Dienstes zu wirken; wenn ihm die loyale Gesinnung auch nicht ganz fehlt, so ist sie ihm doch nicht in dem Grade eigen, wie sie für einen Offizier gewünscht werden muß, so wie auch der jedem Offizier nothwendige Takt ihn hätte belehren sollen, sich allen politischen Bewegungen fern zu halten.“ Am Schlusse heißt es dann, ohne weitere Motivirung des Erkenntnisses, plötzlich: „Wenn man sich nun nach vorangestellter Charakteristik und nach Lage der Sache auf den richtigen Standpunkt stellt, dabei in Erwägung zieht, daß der Lieutenant J. durch ein ehrengerichtliches Erkenntniß schon früher verwarnt worden, so hat nicht anders, als auf Entfernung aus dem Offizierstande erkannt werden können.“

Also loyale Gesinnung und Takt sind auch hier wieder die Maßstäbe gewesen. Wer sich vielleicht darüber verwundert, daß ein Offizier wegen einer wirklich geringfügigen Veranlassung aus dem Offizierstande entlassen werden konnte, sollte bedenken, daß der Sinn des Erkenntnisses kein anderer sein kann, als der: der Landwehr-Offizier soll bei allen Vorfällen nie vergessen, daß er zugleich Militär ist und als solcher andere Verpflichtungen und Bestimmungsgründe zum Handeln hat, in allen Fällen aber, wo der Bürger mit dem Militär in Conflict kommt, wie in der besprochenen Angelegenheit, sollen die militärischen Verpflichtungen entscheidend sein. Jedenfalls ist es sehr schwer, aus diesem Dilemma überall unversehrt heraus zu kommen; denn nach dieser Bestimmung müssen auch die bedeutungslosesten und geringfügigsten Handlungen oder Worte des Landwehr-Offiziers im bürgerlichen Leben der Controlle verfallen und zu ehrengerichtlichen Prozessen Veranlassung geben. („Trier'sche Zeitung.“)

---

## Briefkasten.

### Neuer Rheinischer Merkur von Steinmann. Zweites Heft.

Unsere Leser erinnern sich vielleicht noch, daß ich im Augustheft d. Bl. eine kurze kritische Anzeige des von Friedrich Steinmann herausgegebenen „Neuen Rheinischen Merkurs“ gegeben habe. Jedenfalls bitte ich sie, dieselbe nochmals zur Hand zu nehmen und sich Form und Inhalt derselben zurückzurufen, ehe sie das nachstehende Dokument lesen, welches ich zur Belustigung meiner Leser und zur Verbreitung des Begriffs, den Herr Steinmann und sein „Merkur“ von einer „gründlichen, anständigen Polemik“ hegt, hier wörtlich aus dem zweiten Heft des genannten Blattes abdrucken lasse.

### Dampf des Lüning'schen „Westphälischen Dampfboots.“

**(Bielefeld,** den 26. Aug. 1846.**)** Der *Dr.* O. Lüning zu Rheda, der, bekanntlich weder Homöopath, noch Urin- und Wasserdoktor, die ganze Menschheit und alle ihre Gesellschafts-Beutel- und Brod-Gebrechen mit den Wundermixturen, und Universalmitteln, Opiaten und Laxanzen des „Rhedaischen Kommunismus“, radikal kuriren will, hat in dem eben hier ausgegebenen Augusthefte seiner sozialistisch-medizinischen Monatsschrift, genannt das „Westphälische Dampfboot“ auch Ihres „Merkurs“ auf eine Weise gedacht, welche die klarste Einsicht in die ehrenhafte Ab-

sicht des Wunderdoktors gewährt. Nach einem Introitus über Monatsschriften erzählt er mit dem Wohlbehagen eines schmunzelnden Todtengräbers, wie neben seinem fahrenden Boote jüngst zwei andere gleichartige Unternehmen in Westphalen glücklich verunglückt seien, indem das eine von der Censur in der Geburt erstickt, das andere nur bis zum vierten Hefte gediehen sei, und jetzt erscheine Ihre Zeitung, die nach einer angeblichen Korrespondenz der Elberfelder Zeitung gleichfalls kommunistischer Tendenz sein soll (?). Nachdem er seine Leser hautement mit Salbung und Nachdruck versichert, daß dem also nicht sei ausweise des vorliegenden Heftes, da dasselbe Nichts enthalte, was irgend kommunistischen Duft und Dunst verbreite, und von sozialistischem Weltverbesserungskatzenjammer nirgend eine Spur anzutreffen sei, belehrt der Weltverbesserer zu Rheda, dem „noch keine Eichel auf die Nase gefallen", seine Abonnenten, daß Ihr Merkur weder überhaupt eine solche Richtung habe, noch am wenigsten die einseitige Tendenz der einseitigen Kommunisterei in Westphalen mit ihrem monotonen Einerlei sich darin kund gebe. Vielmehr wolle dieser Merkur ein „Kochbuch für Jedermann" sein, worin Jeder etwas finde für seinen Geschmack und Gaumen, mit Ausnahme aller kommunistischen Gelüste. Somit sei denn nach wie vor sein Dampfboot der einzige Vehikel für Rheda'sche Kommunistenfracht.

Wollen Sie nicht den Lüning'schen Ballast-Artikel in Ihrem nächsten Hefte beleuchten und dem „ganzen Journalisten", dem Advokat-Anwalt des „energischen Menschen" Ronge heimleuchten? Ihr H.

**Nachschrift und Antwort des Redakteurs.**

Ich bedaure, Ihrem Wunsche zur Zeit nicht willfahren zu können, da mir bis heute das betreffende Heft des „vielgelesenen" Dampfbootes nicht zu Gesichte gekommen ist, und ich aller Mühe ungeachtet kein Exemplar in der ganzen Stadt habe auftreiben können. Sollte mir „der große Wurf gelingen" (Großer Schiller, vergib, daß ich deine Worte mißbrauche!), so werde ich statt der Be- und Heimleuchtung meinen Lesern den Dampf-Artikel buchstäblich abgedruckt vorlegen, wie ich im vorstehenden Artikelchen die „Löwenstimme aus Münster" brüllen lasse. Solche Leuen- und Hans-Dampfartikel sind für jedes neue literarische Unternehmen von ganz absonderlichem Nutzen. **F. St.**

---

Wie mag sich das berichterstattende H. die Hände freudig gerieben haben in der süßen Hoffnung, mich einmal gründlich geärgert, moralisch vernichtet zu haben! Ich bedaure aufrichtig, daß ich dieser Hoffnung nicht entsprechen kann. Es gibt aber Menschen, die man ihrer Reinheit und Zartheit oder — anderer Eigenschaften wegen nur mit Glacéehandschuhen berühren kann und mag; das werde ich mir künftig noch mehr zum Gesetz machen, als ich es schon in meiner Besprechung des Merkurs gethan hatte. Ich habe gesagt, der Merkur sei nicht kommunistisch, wie die „Elberf. Ztg." berichtet habe, und ich überließ es Herrn Steinmann, das für ein Lob oder einen Tadel zu nehmen; ich habe gesagt, Herrn St's Broschüre über den Pauperismus u. s. w. stände auf dem Standpunkte der Philantropie. Warum gerathen Herr H. u. St. darüber in eine solche Berserkerwuth, da sie ja eingestandenermaßen die „einseitige Kommunisterei" so sehr verabscheuen? Sie sollten es mir Dank wissen, daß ich sie von dem durch die „Elberf. Ztg."

erhobenen Verdachte gereinigt habe. Wie können Herr St. und sein berichterstattendes H. sich darüber wundern, daß ich kein festes durchgreifendes Prinzip in dem ersten Hefte zu entdecken vermochte, daß es mir vielmehr wie ein „freisinniges, mehr oder weniger gut gewürztes und schmackhaftes oppositionelles Ragout" vorkam, da ja Herr St. selbst sein Journal „ein Kochbuch für Jedermann" nennt, „in dem kein Stand vergessen, vielmehr auf das Bedürfniß und den Geschmack eines Jeden Rücksicht genommen ist?" Ich habe die Hoffnung ausgesprochen, daß man aus den späteren Heften würde ersehen können, für welches Prinzip sich Herr St. entscheiden würde. Dem *II.* Hefte nach zu schließen hat er wirklich die Vielseitigkeit, die ich ihm schon im *1.* Hefte nachrühmte, die Prinziplosigkeit zum Prinzip erhoben. Ich habe gesagt, der Inhaltsanzeige nach würde die sozialistische Richtung im *II.* Hefte klarer hervortreten. Das war ein Irrthum, der aber nicht mir zur Last fällt; was kann ich dafür, daß die Kapitel, die der Überschrift nach soziale Zustände behandeln sollten, keinen Inhalt haben? In der „Weltgeschichte des Proletariats", auf die ich jetzt, seit ich den Anfang gelesen, nicht mehr neugierig bin, erfahren wir, daß nach Leon Faucher und Friedrich Engels die Fabrikarbeit keineswegs angenehm, sondern erschlaffend sei, daß die Fabrik die Familie aufgelös't habe und die Menschen entsittliche. Das heißt in der Überschrift „Proletariat der Industrie"; damit ist es erledigt. Die folgende Rubrik heißt „Lehrjahre des Proletariats"; darin hören wir, daß auch die Kinder schon in den Fabriken, namentlich in den Bergwerken arbeiten und daß sie dabei leicht vor der Reife liederlich werden. Da diese Kinder, die bestimmt sind, wieder Proletarier zu werden, noch nicht Alles verstehen, was ein proletarischer ausgewachsener Arbeiter versteht, so ist die Überschrift „Lehrjahre des Proletariats" erklärt und gerechtfertigt. Mancher freilich, welcher unter der Haubtüberschrift „Weltgeschichte des Proletariats" ein Kapitel „Lehrjahre des Proletariats" fand, mag geglaubt haben, er werde da Aufschlüsse über das Denken und Fühlen und Wollen des Proletariats zu der Zeit finden, wo es noch nicht zur Erkenntniß und zum Bewußtsein seiner Lage gekommen war, wo es noch nicht entfernt daran dachte, daß es möglich wäre, seine Lage und mit ihr die gesellschaftlichen Zustände überhaubt zu verändern und zu verbessern, wo es sein Elend gedankenlos fortschleppte, weil es meinte, es sey einmal vom Schicksal dazu verdammt. Aber was kann Herr St. für so extravagante Ansprüche? Wer hat ihm darein zu reden, wenn er sie nicht befriedigen mag oder kann? In den „Schattenseiten der Eisenbahnen in ihren Bezügen zum Staat und zur Gesellschaft" werden wir belehrt, daß die Eisenbahnen sehr viel Geld kosten und daß sie wohl mit Schuld an der herrschenden Geldkrisis sein möchten. Das ist möglich, obwohl dem durch passende Geldinstitute abgeholfen werden könnte, indem das Bau-Kapital ja nicht verschwindet, sondern sich nur unter der Bevölkerung vertheilt und dann allerdings einiger Jahre bedarf, bis es sich wieder konzentrirt hat. Sodann folgen einige unklare Aphorismen über die Herrschaft des Kapitals und die Ausbeutung der Arbeit durch dasselbe. Herr St. entdeckt nämlich, daß der durch die Eisenbahnen vermittelte Aufschwung der Industrie mehr zum Vortheil des Kapitals, als der Arbeit ausschlagen würde, — ein Satz, der als natürliche Folge der Vereinzelung und des Privaterwerbes längst von den Sozialisten gefunden und viel klarer ausgesprochen ist. Einige Notizen über soziale Poesie, über Karl

Beck, Püttmann und Dronke, einige sehr oberflächliche Nachrichten über die „Mutter Rebecca“ und ihre Kinder in Wales — damit ist der soziale Inhalt dieses Heftes zu Ende. Die übrigen Aufsätze, die Besprechung der Kölner Zeitung, die Nachricht, die er uns als „Koulissengeheimnisse“ mittheilt, daß Herr St. mehrere Dramen geschrieben hat, welche gar nicht oder nur selten aufgeführt und zu seinem großen Ärger auch ungünstig recensirt sind, die Korrespondenzen aus Berlin, Osnabrück und vom Rhein haben gar kein Interesse für uns.

Dem Berichterstatter Herrn H. gebe ich noch zu bedenken, was es ihn bei einer Beurtheilung meines Journals kümmert, ob ich Arzt bin oder nicht? Was weiß er von meinen medizinischen Ansichten, da ich so glücklich bin, ihn persönlich nicht zu kennen? Was hat es mit meinem Journal zu thun, ob ich in Rheda wohne, worauf er so viel Gewicht legt, oder anderswo? Herr H. entblödet sich nicht, mir zu unterstellen, ich hätte mit dem „Wohlbehagen eines schmunzelnden Nachtwächters“ den Untergang zweier Monatsschriften gemeldet; ich hätte mich also darüber gefreut, weil ich nun weniger „Konkurrenz“ für das Dampfboot zu fürchten hätte. Eine so schmutzige, krämerhafte Freude kann nur der einem Andern zutrauen, der selbst fähig ist, sie zu fassen. Herr H. hat dadurch jeden Anspruch auf Berücksichtigung verscherzt. Da ich aber als Arzt verpflichtet bin, den leidenden Menschen beizuspringen, so will ich gutmüthig sein und ihm rathen, eine tüchtige Portion Nießwurz zu nehmen; vielleicht wird es dann heller und reiner in seinem Kopfe. Dem Herrn Steinmann mache ich mein Kompliment über die Leichtigkeit, mit welcher er sein Journal redigirt. Ohne diese wäre es ihm wohl nicht möglich gewesen, eine solche Korrespondenz aufzunehmen und eine solche Note dazu zu schreiben, ehe er meinen Bericht über seinen Merkur selbst gelesen hatte. Ohne diese Leichtigkeit würde er sogar das betreffende Heft des Dampfbootes gekauft haben, wenn er es sonst nicht auftreiben konnte. Aber freilich, wer so viel schreibt, wie Herr St., kann unmöglich Alles lesen, worüber er schreibt. Er kann nicht einmal Alles schreiben, was er drucken läßt. Seine Manuskripte sollen seltsam aussehen; er soll nur die betreffenden Stellen in Zeitungen und Journalen anstreichen, sie dann ausschneiden und aufkleben lassen und einige vermittelnde Sätze, die den Zusammenhang nothdürftig herstellen, dazwischen schreiben, — wenn die Zeit es erlaubt, sonst nicht. Dann ist freilich ein Buch leicht voll gemacht. Wir scheiden hiermit von Herrn St. Vielleicht gibt uns die im dritten Hefte verheißene Schilderung der „periodischen Presse Westphalens“ und des „kommunistischen deutschen Michels in Rheinland-Westphalen“ nochmals Anlaß, auf ihn zurückzukommen; vielleicht aber auch nicht. Wir haben schon oben gesehen, daß man aus Herrn St's Überschriften durchaus nicht auf den Inhalt zu schließen berechtigt ist. Wie Herr St. mit dem großen Schiller wegen Mißbrauchs seiner Worte zurecht kommt, darnach mag er selbst sehen.

**Dr. Otto Lüning.**

## An die Elberfelder Zeitung.

Ich bedaure, daß ich den in der Beilage von Nro. 260 der „Elberf. Ztg.“ abgedruckten Bericht †† Aus Westfalen, über das Juliheft des Dampfbootes und meine Person unsern Lesern nicht zur Ergötzung mittheilen kann; er ist aber zu lang und stellenweise zu langweilig. Es scheint, ein from-

mer Pastor ist vom Eliaseifer ergriffen und zieht aus wie weiland Don Quixote, um die „Heuchler und Pharisäer" zu bekämpfen. Als einen Beweis für die Menschenkenntniß des frommen Mannes werden meine Bekannten es ansehen, daß ich darin als ein „höhnischer Egoist", ja als ein „griesgrämiger, mürrischer Misanthrop" figurire. Besonders wird sein Zorn rege durch einen Bericht aus Bielefeld über das Missionswesen, der nach ihm „aus einer kommunistischen Saufkehle hervorgegröhlt wird." Dieser Zorn läßt ihn denn auch aller Logik so vergessen, daß ich trotz meiner „Misanthropie" plötzlich unter die Champagner trinkenden Kommunisten versetzt werde und mich anscheinend sehr wohl da befinde. Der fromme Pastor ist aber auch praktisch und schlägt mir ein praktisches Mittel vor, durch welches ich mein Streben für die Abhülfe der Noth in der Gesellschaft besser beweisen könnte, als durch Worte. Es hat ihm Jemand gesagt, ich würde bald durch eine Heirath in Besitz einer Tonne Goldes kommen. Bekanntlich verletzt es das Zartgefühl pietistischer Seelsorger nicht, sich in Familienangelegenheiten einzudrängen, sonst würde er sich wohl genirt haben, diesen Punkt so vielfältig zu berühren. Nun denn, hört was ich thun soll! Ich soll zwei Dreimaster kaufen und jährlich etwa tausend dürftige Arbeiter nach Amerika gratis hinüber fahren lassen. Ich will nichts von der scharfsinnigen Voraussetzung des Korrespondenten sagen, daß dadurch der Arbeitslohn der zurückbleibenden Arbeiter sich steigern soll; als Geistlicher braucht er Nichts von den Verhältnissen dieser Welt zu wissen. Aber rechnen pflegen doch sonst die frommen Leute zu können. Eine Tonne Goldes ist eine Summe von 100,000 Thlr. Fragt sich: Was kosten 2 Dreimaster, was 2 jährliche Fahrten zweier Dreimaster nebst Unterhalt von 1000 Arbeitern? — Das beiläufig. Der Korrespondent versichert aus „sicherer Quelle" zu wissen, daß der „entlassene Unterredakteur der Trierschen Zeitung", Herr Weydemeyer, sich in Münster um eine Zeitungs-Konzession beworben habe, obgleich das im Julihefte in Abrede gestellt wäre. Ich weiß die Sache aus noch sichererer Quelle, als der Korrespondent der Elberf. Ztg., nämlich von Herrn Weydemeyer selbst, und erkläre hiermit in dessen Namen und Auftrage diese wiederholte Behaubtung für eine absurde, alles Grundes entbehrende Lüge. Diese Erklärung ist der Zweck dieser Zeilen; sonst würde ich mich mit dem geistlichen Artikel nicht weiter befaßt haben. — Daß ich die Absicht hätte, die Redaktion dieser Blätter niederzulegen, ist das erste, was ich höre, schmeichle mir aber, daß das Manchen ganz angenehm wäre.

**Dr. Otto Lüning.**

---

## Rheda, den 11. October.

Im Augustheft theilte ich den Lesern mit, daß ich in dem gegen mich geführten Preßprozesse in *II.* Instanz völlig freigesprochen sei und daß ich einer baldigen Mittheilung der Gründe des Erkenntnisses sicher entgegen sähe. Das Inquisitoriat zu Paderborn ließ mir dieselben auch vor etwa 10 Tagen abschriftlich zugehen. Die Gründe des Urtheils *I.* Instanz hatte ich erst erhalten, nachdem ich über die vom Inquisitoriate geweigerte Mittheilung bei'm Obergerichte zu Paderborn Beschwerde geführt hatte. Beide Abschriften waren auf meine Kosten angefertigt; es war keine Bedingung irgend einer Art an die Mittheilung geknüpft und

konnte es auch nicht sein; beide Abschriften waren also unbestreitbar mein Eigenthum.

Heute Morgen um 7 Uhr erschien in meiner Wohnung der hiesige Gerichtsdirektor, Herr Regenhertz, nebst einem Protokollführer und einem draußen wartenden Boten und zeigte eine kurz zuvor durch einen Expressen hier eingelaufene, vom Präsidenten Herrn Lange eigenhändig ge- und unterschriebene Verfügung des Oberlandesgerichts zu Paderborn, *d.* den 10. Oct., vor etwa folgenden Inhalts: „Die Gründe des Erkenntnisses *I.* Instanz seien mir nur zum Zweck meiner weiteren Vertheidigung mitgetheilt. Da dieser Zweck nicht mehr vorliege, da die vom Inquisitoriate ausgehende Mittheilung der Gründe des Erkenntnisses *II.* Instanz ganz ungerechtfertigt erscheine, so werde der Kommissarius beauftragt, um jedem Mißbrauch, der durch Veröffentlichung oder sonst erwachsen könnte, vorzubeugen, beide Erkenntnisse bei mir oder bei meinem Vertheidiger, Herrn Justizrath Groneweg in Gütersloh, bei dem sie sich vielleicht befänden, sofort wegzunehmen, uns jede Veröffentlichung zu untersagen und möglichst zu ermitteln, ob eine solche schon erfolgt sei. Man vertraue, daß der Kommissar die Sache mit Umsicht und ohne Aufsehen zu erregen, erledigen werde.“

Ich verweigerte jede freiwillige Auslieferung der Erkenntnisse, erklärte aber, daß ich nur das erste zur Hand hätte; das zweite befände sich wirklich zufällig bei dem Justizrath Groneweg, der es zu lesen wünschte. Ich erklärte die Verfügung des Obergerichts, wenn sie ausgeführt werde, für einen Eingriff in wohlerworbenes Privateigenthum, dem ich mich nicht fügen würde. Ich protestirte entschieden gegen die Befugniß des Obergerichts, mir irgend eine Veröffentlichung, zu der ich vielleicht mich veranlaßt fände, sie betreffe eine Sache, welche sie wolle, zu untersagen, indem ich nur den allgemeinen Gesetzen, nicht den speziellen Verfügungen eines Obergerichts Folge zu leisten habe. Ich verweigerte deßhalb auch jede Erklärung darüber, ob ich die Erkenntnisse bereits veröffentlicht habe oder sie veröffentlichen wolle.

Der Kommissarius, der übrigens mit aller möglichen Schonung verfuhr, erklärte hierauf, daß er sich durch den ihm gewordenen Auftrag für ermächtigt nnd verpflichtet halte, sich nöthigen Falls mit Gewalt in Besitz des vorliegenden Erkenntnisses zu setzen; dazu sei der Bote da. Natürlich erklärte ich darauf, daß ich der Gewalt, aber auch nur der Gewalt wiche, lieferte das Erkenntniß aus, beantragte dessen sofortige Rückgabe und meldete sofort die Beschwerde bei'm Justizministerium über dieses Verfahren an, welches mir ein Eingriff in wohlerworbenes Privateigenthum zu sein schiene. Schließlich bat ich um Abschrift des Protokolls und der betreffenden Verfügung des Oberlandesgerichts, welche der Herr Kommissarius für sich nicht bewilligen zu können erklärte.

Das ist die Thatsache; jede Erläuterung scheint mir überflüssig. Den weiteren Verlauf theile ich seiner Zeit den Lesern mit. Der Herr Kommissarius fuhr, als die Sache bei mir beendigt war, sofort nach Gütersloh, um sich bei dem Justizrath Groneweg in Besitz des Erkenntnisses *II.* Instanz zu setzen. Wie kann man von einem dritten die Auslieferung eines ihm anvertrauten fremden Eigenthums verlangen? — **Dr. Otto Lüning.**

Redacteur: **Dr. Otto Lüning** in **Rheda.**

**Bielefeld.** Verlag von **A. Helmich.** — Druck von **J. D. Küster,** Wittwe.

